

A black and white photograph of a railway track. The tracks run diagonally from the top left towards the bottom right. In the foreground, on the right side, there is a thick, textured tree trunk or log. The ground between the tracks is covered with sparse, dry-looking grass and weeds. The overall tone is somber and historical.

Benjamin Wilkomirski Bruchstücke

**Aus einer Kindheit
1939 – 1948
suhrkamp
taschenbuch**

Aufgewachsen in deutschen Konzentrationslagern: Benjamin Wilkomirski blickt als Erwachsener auf eine zerstörte Kindheit zurück, Bruchstücke einzelner Erinnerungsbilder und Geschehnisse.

»Dieses fesselnde Buch belehrt auch jene, die mit der Literatur über den Holocaust vertraut sind. Es wird jeden tief bewegen.«

Daniel Goldhagen

st

ISBN 3-518-39301-4 DM 12,80



9 783518 393017



suhrkamp taschenbuch 2801

Binjamin Wilkomirski weiß nicht, wann genau er geboren ist, er kennt seine Herkunft nicht und hat keinen einzigen Verwandten. Was ihm von seiner Kindheit blieb, sind »Bruchstücke«, Bilder aus Majdanek, aus dem »Kinder- und Frauenfeld« des Vernichtungslagers, aus dem Waisenhaus in Krakau, aus den ersten Jahren bei schweizerischen Pflegeeltern. Das Kind wuchs unter fremdem Namen auf. Heute lebt Binjamin Wilkomirski als Musiker und Instrumentenbauer in der Schweiz.

Erst als Fünfzigjähriger gibt der Autor seinen eigentlichen Namen preis. Er fertigt aus dem Gedächtnis Pläne und Zeichnungen der Lager an, reist nach Majdanek und forscht nach Spuren seiner Kindheit, seiner Herkunft. Die Bilder von Ereignissen, Begegnungen seiner frühen Jahre hat er nun in Prosastücke gefaßt: über die Ankunft im Lager, seine vier oder fünf Brüder, von denen er zwei Namen erinnert, die Hundehütte, seine sterbende Mutter, die Spiele im Konzentrationslager, die »Blockowa«, die Blockwächterin, die ersten Tage im Schweizer Exil, der erste Ausflug ins Gebirge, bei dem sich das Kind vor den Haken des Skilifts fürchtet.

Benjamin Wilkomirski

Bruchstücke

Aus einer Kindheit

1939–1948

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1995
im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag
Umschlagfoto: Dirk Reinartz/Visum

gescannt von: populist

Das Seitenlayout des Originals wurde beibehalten:
Dieses Ebook ist zitierbar.
Druckfehler des Originals wurden beibehalten
(S.69,76,104,142)

suhrkamp taschenbuch 2801
Erste Auflage 1998
© 1995 Benjamin Wilkomirski
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 – 03 02 01 00 99 98

Inhalt

Die Ankunft	15
Die Brüder	28
Die Hundehütte	38
Das Brot	42
Die Schuhe	51
Der Neue	55
Die Knochen	66
Jankl	69
Das Spiel	73
Karola	76
Die Ratten	79
Der Transport	84
Das Versteck	92
Der Betrug	100
Der Verdacht	112
Die Blockowa	119
Der Bettelbub	126
Der Henker	130
Die Geschichtsstunde	136
Zu diesem Buch	142

Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. Mein sprachlicher Ursprung liegt im Jiddisch meines ältesten Bruders Mordechai und im hinzugelernten, babylonischen Wirrwarr aus verschiedenen Kinderbaracken in den polnischen Lagern der Nazis für Juden.

Der Wortschatz war klein; er reduzierte sich auf das Notwendigste, um das auszudrücken und zu verstehen, was zum Überleben notwendig war. Irgendwann in dieser Zeit hat es mir ohnehin die Sprache verschlagen, und es dauerte lange, bis ich sie wieder fand. So war es mir kein großer Verlust, daß ich dies Kauderwelsch, nirgendwo brauchbar nach dem Kriege, zu einem großen Teil vergessen habe.

Die Sprachen, die ich später lernte, wurden aber nie ganz meine eigenen, waren im Grunde immer nur bewußte Nachahmungen der Sprache anderer.

Meine frühen Kindheitserinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines fotografischen Gedächtnisses und den dazu bewahrten Gefühlen — auch denen des Körpers. Dann kommt die Erinnerung des Gehörs und an Gehörtes, auch an Gedachtes und erst zuletzt die Erinnerung an Selbstgesagtes.

»Wer sich nicht erinnert, verspielt seine Zukunft«, so schrieb einmal ein weiser Mann.

Wer sich nicht erinnert, woher er kommt, wird nie genau wissen, wohin er geht.

Meine frühesten Erinnerungen gleichen einem Trümmerfeld einzelner Bilder und Abläufe. Brocken des Erinnerns mit harten, messerscharfen Konturen, die noch heute kaum ohne Verletzung zu berühren sind. Oft chaotisch Verstreutes, chronologisch nur selten zu gliedern; Brocken, die sich immer wieder beharrlich dem Ordnungswil-

len des erwachsen Gewordenen widersetzen und den Gesetzen der Logik entgleiten.

Will ich darüber schreiben, muß ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehene nur verfälschen.

Ich habe überlebt, und etliche andere Kinder auch. Unser Sterben war geplant, nicht unser Überleben! Gemäß der Logik des Plans und nach der Ordnung, die für seine Durchführung ersonnen wurde, müßten wir tot sein.

Aber wir leben! Wir leben im Widerspruch zu Logik und Ordnung.

Ich bin kein Dichter, kein Schriftsteller. Ich kann nur versuchen, mit Worten das Erlebte, das Gesehene so exakt wie möglich abzuzeichnen — so genau, wie es eben mein Kindergedächtnis aufbewahrt hat: noch ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt.

Die ersten Bilder tauchen auf, vereinzelt nur, als Auftakt quasi, Blitzlichtern gleich, ohne sicheren Zusammenhang, aber scharf und deutlich. Bilder nur, noch kaum begleitet von eigenem Denken.

Es muß in Riga gewesen sein, im Winter. Der Stadtgraben war zugefroren. Ich sitze wohlverpackt mit jemandem auf einem Schlitten, und wir gleiten über das Eis, wie auf einer Straße. Andere Schlitten überholen uns, auch Menschen mit Schlittschuhen. Alle lachen, haben fröhliche Gesichter. In der Sonne glitzern die verschneiten Äste der Bäume zu beiden Seiten. Sie neigen sich über das Eis; wir fahren unter ihnen durch, wie durch einen silbernen Tunnel. Ich glaube zu schweben, ich bin glücklich. Doch schnell wird diese Erinnerung verscheucht durch dunkle, beklemmende Bilder, die sich in mein Hirn drängen und nicht wegzuwischen sind. Gleich einer undurchdringlich schwarzen Wand stellen sie sich vor das Glitzern und die Sonne:

Zum ersten Mal das Gefühl von Todesangst in Brust und Kehle, das schwere Trampeln von Stiefeln, eine Faust, die mich aus meinem Versteck unter der Decke am Fußende des Bettes hervorreit und in der Mitte eines sonst leeren Zimmerchens auf den Boden fallen läßt.

Am Fenster stehen kerzengerade und nach Größe gereiht vier oder fünf Knaben.

Meine Brüder vielleicht.

Im Halbdunkel der Ecke der Umriß eines Mannes mit Mantel und Hut, und ein sehr liebes Gesicht lächelt mir zu.

Mein Vater vielleicht.

Uniformierte und Gestiefelte brüllen ihn an, schlagen ihn, führen ihn zur Tür hinaus. Ein Angstschrei gelt durchs Treppenhaus:

»Achtung! Lettische Miliz!«

Türen schlagen zu.

Der Mann wird hinuntergefhrt. Ich krieche hinter ihm her, klammere mich ans Treppengeländer und klettere hinunter. Sie nehmen den Mann ins Freie, ich folge und blicke auf die vereiste Straße. berall Geschrei, viele Menschen rennen umher. berall auch Uniformierte, böse Rufe von allen Seiten. Eine Holzwand sehe ich, die Straße ist abgesperrt, wie eine Sackgasse.

Den Mann haben sie an die Hauswand neben das Eingangstor gestellt. Grlend springen die Uniformierten auf ein Gefhrt, das in der Straße steht; sie werfen die Arme in die Luft, schwingen Stcke und verzerren die Gesichter in rasender Wut. Und sie schreien immer wieder dasselbe, es klingt wie:

»Macht ihn fertig! Macht ihn fertig!«

Das Gefhrt bewegt sich. Immer schneller fhrt es auf die Hauswand, auf uns zu. Der Mann steht reglos noch immer an die Mauer gelehnt, dicht neben mir. Ich sitze am Boden,

halb unter dem Tor, halb an der Wand und blicke zu ihm auf. Er blickt auf mich herunter und lächelt.

Doch plötzlich verzerrt sich sein Gesicht, er wendet sich ab, er hebt seinen Kopf nach oben, reißt den Mund auf, wie zu einem gewaltigen Schrei.

Von unten, gegen den hellen Himmel, sehe ich nur noch die Konturen seines Kiefers und den Hut, der ihm nach hinten rutscht.

Kein Schrei kommt aus seiner Kehle, aber ein mächtiger, schwarzer Strahl schießt aus seinem Hals, als das Gefährt ihn krachend an der Hauswand zerquetscht.

Ich bin traurig und erschrocken, weil er sich von mir abgewendet hat, aber ich fühle, daß er es nicht tat, weil er mich nicht mehr liebt. Sein eigener Schmerz muß übergroß gewesen sein, und er hat sich nur abgewendet, weil etwas Unbekanntes noch viel stärker war als er.

Mit einem Schlag begreife ich:

Von jetzt an muß ich ohne dich weitermachen, ich bin allein.

Nach einer Weile erst habe ich mich getraut hinzuschauen, aber der Mann war nicht mehr da. Nichts mehr war zu erkennen als ein kleiner Hügel von Kleidern, Blut und Schnee am Straßenrand.

Ein winziges Zimmer sehe ich, das einzige Fenster mit Tüchern verhangen, abgedunkelt. In der Mitte ein kleiner Tisch, zwei Männer und eine Frau sitzen im Kreis. Auf dem Tisch ein riesiges Papier, das knistert, wenn sie die Ellbogen darauf stellen, die Köpfe in die Hände gestützt. Eine Petrollampe brennt in der Mitte und beleuchtet die Gesichter. Gesprochen wird leise, fast nur geflüstert. Finger fahren entlang von Linien auf dem Papier.

Am Boden, in der Ecke des Zimmers ein ovaler, geflochtener Korb, ausgelegt mit Lumpen. Ich sitze auf dem Schoß

der Frau, blicke über den Rand des Tisches und beobachte die Gesichter. Nach einer Weile hebt mich die Frau hinunter und bettet mich in den Korb.

Es ist Nacht, es ist furchtbar kalt. Eine Frau trägt mich, ein Begleiter ist dabei und einige Knaben, die selber laufen können. Wir rennen Hausmauern entlang, wir warten an mehreren Kreuzungen, vorsichtig um die Ecken schauend, dann eilen wir weiter. Nochmals warten wir lange, ich sehe schwach ein Straßenschild.

»Jetzt! Los!«, heißt es plötzlich, und wir rennen über einen großen, freien Platz und erreichen den Hafen.

Ich sitze am Quai auf einer Bohle, an der ein Schiff angebunden ist. Wir sitzen im Dunkeln, müssen lange warten.

Die Kleider sind naß bis auf die Haut. Ich friere entsetzlich. Endlich, es ist soweit, wir steigen drei, vier Stufen eine Leiter empor und versammeln uns am Bug des Schiffes. Säuberlich aufgerollte Seile liegen da, in der Mitte eine Höhlung bildend. Ich werde wie in einen Topf hineingesetzt. Die Frau setzt sich auf den Rand, die Knaben legen sich ringsum auf den Boden.

Zu meiner Linken wird es ein klein wenig hell am Horizont, und ich kann deutlich schon die Umrisse der Stadttürme erkennen gegen den Himmel, als das Schiff vom Ufer ablegt. Ein Stück weit fahren wir an der Stadt vorbei, und ich erahne die Richtung und das Quartier, von dem wir in dieser Nacht aufgebrochen sind. Die Frau breitet ein Tuch über mich, ich kann jetzt nichts mehr sehen. Trotz Kälte und Schlottern schlafe ich ein.

Ein Bahnhof taucht auf in meiner Erinnerung. Wir müssen durch eine Schranke, Papiere werden gezeigt und angeschaut, gefälschte vielleicht.

Erleichtertes Aufatmen, wir stehen auf dem Bahnsteig, die

Sonne scheint. Ich habe das Gefühl, eine Gefahr überwunden zu haben, aber ich weiß nicht welche. Menschen stehen herum und warten, viele Frauen darunter, sauber, in schönen Kleidern, lächelnd und mit verschiedenartigen, seltsamen Hütchen auf dem Kopf — etwas Neues für mich.

Ich wundere mich über das friedliche Bild. Die Menschen spazieren, ruhig und entspannt, und ich denke:

Wie ist dies möglich? Sie scheinen keine Ahnung zu haben, was auf der anderen Seite geschehen ist!

Und ein unbestimmtes Gefühl sagt mir:

Dies ist nicht ein echter Friede, ihm ist nicht zu trauen — es ist nur der Frieden der Sieger!

Wieder stehen wir an einem Gleis und warten. Kein Bahnsteig ist da, auch kein richtiger Bahnhof, nur ein kleines Haus. Gleichsam auf freiem Feld stehen wir neben den Schienen. Viele Menschen stehen mit uns, wir stehen und warten, gleißende Sonne über uns, ich habe Durst.

Endlich sehe ich den Zug, er zischt und raucht, kommt langsam zum Stehen. Doch er ist schon überfüllt. Menschen stehen auf den Trittbrettern. Wie Bündel hängen sie dort. Sogar auf der Lokomotive sitzen Uniformierte, und ich wundere mich, daß sie dort trotz der Hitze sitzen können.

Unmöglich erscheint es mir, in einen der Wagen zu steigen. Ein Gedränge und Geschiebe hebt an, und irgendwie gelangen wir doch hinein.

Eine Reise beginnt, die unendlich erscheint. Unendliche Felder, unendliche Wälder und immer der schreckliche Durst. Aber eine unbestimmte Hoffnung scheint da zu sein. Ich begreife zwar nicht, worin sie besteht, auch wenn die Frau es mir erklärt. Ich ahne aber, es hat etwas mit Lemberg zu tun.

Ich weiß nicht, was Lemberg ist. Es ist wie ein Zauberwort, das ich höre, das mir schwebend im Kopfe hängen bleibt. Es scheint ein Ort zu sein, eine Stadt vielleicht, mit der sich eine große Erwartung verbindet, als müßten wir dort jemanden suchen — jemanden treffen, der hilft.

Wir haben Lemberg nie erreicht, und wir haben den Rätselhaften nie gefunden, der uns helfen sollte. Statt dessen folgten Jahre, die ich erst langsam zu begreifen begann, als mir wieder jemand Hoffnung einzureden versuchte und mich wieder auf eine große Reise mitnahm.

Die Ankunft

Der Waggon war stickig und überfüllt.

»Bald sind wir in Basel«, sagte Frau Grosz, die mich aus einem Waisenhaus in Kraków bis hierher mitgenommen hatte.

Ich schaute sie an. Sie blickte starr auf ihre Hände und schien weit weg zu sein. Etwas Wichtiges, etwas Unabänderliches bahnte sich an. Basel! Es klang, als wenn das Wort sich nicht entschieden hätte, ob es nun hoffnungsvoll oder bedrohlich klingen wollte. Es war das Ziel unserer Reise. Ich blickte zum Fenster hinaus und dachte zurück an das Haus in Kraków, an die anderen Kinder, denen ich beim Spiel zugesehen und mit denen ich mich geprügelt hatte. Frau Grosz war vielleicht Kinderschwester gewesen bei uns, vielleicht auch nur eine häufige Besucherin — ich weiß es nicht mehr.

Eines Tages hatte sie mich beiseite geführt, als wir Kinder im Hof spielten. Unwirsch schickte sie die Neugierigen weg, und als wir alleine waren, hat sie gesagt:

»Ich werde nach Hause gehen, das ist sehr weit. Ich komme aus der Schweiz, ich habe vor dem Krieg nach Polen geheiratet, mein Mann ist tot, ich gehe nun zurück. Die Schweiz ist ein schönes Land.«

Ihr Jiddisch hatte einen etwas seltsamen Klang; ich begriff nicht, wovon sie sprach.

»Ich weiß, sie sind sehr böse mit dir gewesen, du mußt weg von hier«, begann sie erneut, und ich war mir nicht sicher, was sie damit meinte.

Ich hatte doch nie vom Kinderlager, von den Kinderbaracken gesprochen, nie jemandem etwas von dem gesagt, was vorher war. Ich hatte nur immer wieder nach meinen Brüdern gefragt. Dies war das einzige, was ich sprach.

»Möchtest du mitkommen? Ich werde sagen..., du wirst sagen, du seist mein Sohn, so kann ich dich mitnehmen«, und: »Die Schweiz ist ein schönes Land.«

Sie wiederholte sich.

»Man wird gut zu dir sein. Willst du mitkommen?« fragte sie eindringlicher, als ich noch immer schwieg.

Ich bekam Angst. Weggehen? Von hier? Konnte man ihr trauen?

»Nein, nein, ich will nicht!« begann ich verzweifelt und mit aller Kraft zu brüllen.

»Nein, nein! Ich will nicht weg! Ich gehöre hierher! Ich bin hier zuhause!«

Ich tobte. Aber zu meinem maßlosen Erstaunen blieb es still. Mitten in die Stille hörte ich ruhig und fest eine Stimme sagen:

»Ja, ich komme mit.«

Diese fremde Stimme! Oder war das doch meine Stimme?, fuhr es mir durch den Kopf.

Ich war entsetzt. Ich versuchte einen zweiten Anlauf. Ich holte so tief Atem, wie ich konnte. Ich wollte schreien, so laut, daß es alle hören sollten:

»Nein, ich gehöre hierher! Ich bin hier zuhause! Ich will nicht weg!«

Und wieder hörte ich unwiderstehlich meine eigene, fremde Stimme, laut und deutlich:

»Ja, ich komme mit.«

Damit schien alles besiegelt. Frau Grosz entfernte sich.

Mir war wie nach einer schändlichen Niederlage. Ich würde weggehen, heimlich, mich einfach davonmachen und die anderen im Stich lassen. Das schlechte Gewissen setzte sich als Kloß in meinem Halse fest. Ich sprach mit niemandem darüber. Auch mit Karola nicht. Ich mochte sie. Wenn es Prügeleien beim Essen gab, habe ich stets bei ihr Schutz gefunden. Manchmal hat sie mich auch gestrei-

chelt. Sie war älter als ich, und ich glaubte, sie von früher zu kennen, von irgendwo.

Und so saß ich nun in einem Eisenbahnwagen neben Frau Grosz, die noch immer still auf ihre Hände blickte.

Lange waren wir unterwegs gewesen, und nur an den letzten Tag der Reise kann ich mich erinnern:

Das Ziel war nahe, und es war doch nicht mein Ziel. Aber ich ließ es geschehen, ich war müde, apathisch vielleicht, an Widerstand war nicht zu denken. Ich dachte an die Kameraden, die ich zurückgelassen hatte. Und immer wieder an Karola, die wohl noch immer durch die Straßen von Kraków lief und die Erwachsenen nach ihrer Mutter oder ihrem Vater fragte.

Ob man mir ansieht, daß ich ein Verräter bin, ein Fahnenflüchtiger? Mein Gesicht begann zu brennen, ich senkte den Kopf, und ich wagte nicht aufzublicken.

Im Zug wurde es unruhig. Die Reise nahte ihrem Ende. Frau Grosz stand unvermittelt auf, nahm mich bei der Hand und begann, mich durch die dichtgedrängten Menschen von einem Waggon zum nächsten zu ziehen. Ich ließ es willenlos geschehen. Ich war so unendlich müde, und trotz des Getümmels fielen mir die Augen zu.

Ich erwachte von lautem Lärmen und hellen Stimmen. Wie lange hatte ich geschlafen? Ich blickte mich um. Etwas mußte geschehen sein, während ich geschlafen hatte.

Es war ein anderer Waggon und nicht der Platz, wo ich mit Frau Grosz zuvor gegessen war. Und dieser Waggon war voller Kinder in meinem Alter, die verschnürte Pakete von den Gestellen nahmen und aufgereggt hin und her liefen. Dazwischen einige Erwachsene.

Alles schrie, rief durcheinander in einer Sprache, die ich nicht kannte. Die Stimme eines Schaffners übertönte das Stimmengebrause, und jemand antwortete.

»... alles Franzosenkinder...«, war das einzige, was ich verstand, und erstaunt bemerkte ich, daß um meinen Hals eine Schnur gebunden war. Daran baumelte, wie bei den Franzosenkindern, eine rotumrandete Etikette.

Wie war ich denn dazu gekommen? Ich blickte mich um. Frau Grosz war nirgends zu sehen.

Langsam rollte der Zug in die dunkle Bahnhofshalle. Kräftige Arme ergriffen mich, stellten mich auf den Bahnsteig in die Reihe der anderen und dann, Abmarsch in einen Wartesaal.

Ein riesiges Durcheinander herrschte. Gepäckstücke wurden aufgeschnürt, von erwachsenen Frauen ausgebreitet und wieder zugeschnürt. Dazwischen liefen und schrien die Kinder.

Die Halsetiketten wurden geprüft.

Ich saß in einer Ecke auf einer Bank, mein Bündel fest umklammert, von dem ich nicht einmal wußte, was es enthielt.

»Das sind deine Sachen«, hatte Frau Grosz nur gesagt.

Langsam löste sich das Treiben auf. Ein Kind nach dem anderen wurde aufgerufen und verließ, von weiß-rot beschürzten Frauen geführt, den Wartesaal.

Ich rang nach Luft, wieder wurden Kinder von Erwachsenen weggeführt, ich konnte nicht sehen, wohin. Früher war das auch schon so. Nur hatten damals graue Uniformen mit bösen Gebärden sie weggeführt. Die grauen Uniformen hatten Stöcke in den Händen und Peitschen. Die Weggeführten sind nie wiedergekommen. Diesmal aber waren die Erwachsenen freundlich. Ich versuchte, die Müdigkeit beiseite zu drängen.

Nur nicht einschlafen. Beobachten!

Ich versuchte vergebens zu begreifen, was hier geschah. Die Kinder schienen fröhlich, viele lachten.

Vielleicht versuchen sie nur, uns zu täuschen. Es ist gefähr-

lich, wenn Erwachsene freundlich zu Kindern sind, sagte ich zu mir.

Angestrengt dachte ich nach, ich dachte an den Großen Grauen. Der Große Graue war mir eine Warnung.

Der Große Graue hatte uns bewacht, damals, als wir einmal außerhalb der Baracke im Freien sein durften, und wir, zögernd und unsicher ob dem hellen Tageslicht, unsere selbsterfundenen Spiele spielten.

Er liebte uns nicht, der Große Graue, und manchmal trat oder schlug er nach uns. Seine graue Uniform war schmutzig und zerknittert, und seine Augen blitzten gefährlich.

Wie er so gelangweilt mitten unter uns stand, überlegte ich, wie er wohl gnädig zu stimmen sei, damit er nicht nach uns trat. Er trat immer, wenn er gelangweilt war.

Vorsichtig erst, dann mutiger, begann ich, um ihn herumzutanzten, auf ihn zuzuspringen und wieder fort — wie beim ›Fang-mich‹. Ich machte viele Versuche und endlich — er blickte mich an. Seine Augen verloren langsam den drohenden Schatten. Staunend sah ich, wie seine Mundwinkel sich zu einem Lächeln verzogen; nur ganz langsam, nur ganz wenig erst, aber ganz deutlich. Stolz kam in mir auf und unbändige Freude. Ich hatte es geschafft! Ich hatte das Böse aus seinem Gesicht genommen, und er ging auf mein Spiel ein. Ich hatte ihn besiegt!

Erst faßte er mich an der Hand, wir tanzten im Kreise, er lachte. Es klang rau, aber nur solange, bis er die letzte Bosheit aus seinem Herzen weggelacht hatte. Dann nahm er mich mit einem kräftigen Schwung auf seine Schultern, und ich ritt auf ihm, wie König David auf seinem schneeweißen Schimmel. Immer schneller gallopierten wir im Kreis, und ich war unsagbar glücklich: Er war böse gewesen; aber jetzt? Er spielte mit uns unsere Spiele.

Die anderen standen staunend.

Auf einmal aber rannte er wild geradeaus, ich erschrak. Er durchbrach den Kreis der verblüfften Kinder, er rannte auf die Mauer zu, die unseren Platz abgrenzte. Er packte mich stärker an den Füßen, hob mich hoch über sich und stand kurz vor der Mauer still.

Noch immer hielt er meine Füße fest in der Luft, und ich flog vornüber wie ein haltloses Bündel. Ich flog über ihn hinweg mit der Stirn in die Mauer. Erst dann ließ er mich fallen und er entfernte sich.

Er lachte noch immer.

Ich lag auf der schlammigen Erde, gelähmt in ungläubigem Staunen über diesen Verrat. Erst nach einer Weile verspürte ich den Schmerz. Ich erhob mich, und aus Leibeskräften schreiend lief ich in die Baracke.

Eine Wärterin, eine Blockowa vielleicht, erblickte mich, brüllte auf mich nieder und zeigte auf die frisch ausgespritzten und gesäuberten Bodenplanken. Eine andere stand daneben und grinste. Ich blickte hinter mich. Eine Blutspur zeigte den Weg, den ich gekommen war. Sie warf mir einen riesigen, schweren Lappen zu. Sie befahl, den Boden zu reinigen. Ich bückte mich und versuchte, das Blut aufzuwischen. Immer wieder von neuem. Es schien kein Ende zu nehmen. Wenn ich mich bückte und wischte, tropfte es erneut von meiner Stirn, und ich wischte wieder und wieder und ich dachte:

So wird es ewig weitergehen — bis ich leergetropft bin —, und dann werde ich tot sein!

Ich weiß nicht mehr, wie es wirklich endete.

Also Vorsicht! Die freundlichen Erwachsenen sind die gefährlichsten, dachte ich, die täuschen einen am besten. Den Großen Grauen mit seiner verdreckten Uniform habe ich nie mehr gesehen.

Ist er vielleicht hier bei diesen vielen anderen freundlichen

Erwachsenen? Ich werde ihm zuvorkommen. Ich werde ihn beißen, wenn er kommt!

Ich überlegte. Ich fühlte Angst und Wut. Ich drückte mich tiefer in meine Ecke.

Im Warteraum war es inzwischen still geworden, nur in einer entfernten Ecke unterhielten sich einige Erwachsene. Bündel von Papieren wurden herumgereicht und schließlich hinausgetragen. Die Aktion schien beendet. Der Wartesaal war leer.

Warum bin immer ich es, der übrig bleibt?, dachte ich. Am frühen Morgen, kurz nach Tagesanbruch, waren wir angekommen. Nun schien die Sonne schon hoch durch das Glasdach. Ich saß noch immer allein in meiner Ecke, hielt mich an meinem Bündel fest und blickte in den leeren Raum. Frau Grosz war nirgends zu sehen. Ich fror, obgleich es warm war, ich fühlte mich ratlos und allein. Ich begann zu weinen, zum ersten Mal seit langer Zeit. Eigenartig warm floß es mir über das Gesicht.

Ich hatte manchmal geweint in den letzten Jahren, aus Wut und Ohnmacht gebrüllt, was die Lungen hergaben, aus körperlichem Schmerz oder Schrecken geschrien. Aber wann hatte ich zum letzten Mal wirklich geweint, nur weil ich traurig war?

Es mußte lange her sein, denn im Lager durfte man nicht traurig sein. Wer traurig war, auch nur einen Augenblick, der war schwach. Wer schwach war, konnte nicht überleben!

Aber ich erinnerte mich, und es schien sehr weit weg und sehr lange her. Im Bauernhaus war es, irgendwo zwischen den weiten polnischen Wäldern, wo ich eine kurze Zeit gelebt hatte mit meinen älteren Brüdern, lange bevor ich ins Kinderlager geholt wurde. Von dort hatte ich meine ersten klaren Erinnerungen.

Ich sehe es noch genau vor mir: Wir saßen alle am Stuben-

tisch, aus irgendeinem Grunde weinte ich. Motti, der älteste meiner Brüder, stand auf und beugte sich über mich. Sein Gesicht verhieß liebevolle Fürsorge, sein breiter, gebeugter Rücken über mir war wie ein riesiger Schutzschild, und ich lauschte seiner tröstenden Stimme. Ein seliger Augenblick — ich habe noch mehr weinen müssen.

Aber Motti war schon lange nicht mehr bei mir. Auch die anderen Brüder nicht. Statt dessen beugte sich plötzlich eine fremde Frau über mich. Ich hob die Augen:

Diese Uniform habe ich noch nie gesehen, war mein erster Gedanke. Ich war unsicher.

»Ja, hat man dich denn vergessen?« fragte sie, und ihre Sprache klang seltsam, kaum verständlich.

Ich schluckte, ich konnte und wollte nicht antworten.

Sie ging kopfschüttelnd mit meiner Etikette in der Hand wieder weg.

»Die ist ja leer!« rief sie und drehte sich nochmals um.

»Woher kommst du denn? Wer hat dir das gegeben?«

Ich würgte und biß die Zähne zusammen. Ich schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern.

Nichts werde ich sagen, niemals, zu niemandem. Ich muß schweigen, nur nichts verraten!, dachte ich.

Als sie zurückkam, sprach sie schnell und aufgereggt auf mich ein. Ich verstand nichts, aber ich erkannte, daß sie sehr unzufrieden war, daß ich irgend etwas Unrechtes getan haben mußte, und daß die Sache nicht so einfach sei, daß man mit mir nicht gerechnet hätte, daß kein Platz sei für mich.

Dann ging sie abermals weg, andere kamen und fragten dasselbe:

»Woher kommst du? Wer hat dich hergebracht? Wie ist dein Name? Wir wissen nichts von dir! Du bist nicht auf der Liste! Wir müssen telefonieren.«

Ich schwieg tapfer.

Von der gegenüberliegenden Ecke des Wartesaales war aufgeregtes Reden zu vernehmen. Das Warten wurde zur Qual, Angst und Enttäuschung überspülten mich, ich kämpfte um Luft.

Endlich, nach langer Zeit kam wieder eine Frau, eine andere, drückte mir einen Plüschbären in den Arm und sagte:

»Wir haben endlich einen Platz in einem Kinderheim gefunden, aber wir müssen noch weiter mit der Eisenbahn. Beeil dich, sie erwarten uns zum Mittagessen!«

»Ich will zu Frau Grosz«, murmelte ich weinend.

Sie schüttelte den Kopf und sah mich fragend an:

»Wer ist Frau Grosz?«

Oh, fast hätte ich mich verraten. Wieder biß ich die Zähne aufeinander, wieder antwortete ich nicht. Ich zuckte nur mit den Achseln, und sie zog mich von der Bank.

Die Frau trug keine Uniform. Also nahm ich mein Bündel und den Plüschbären, und wir liefen zum Zug.

Verspätet kamen wir im Kinderheim an. Ich wurde in einen großen Raum geführt, wo die letzten Kinder eben einen riesigen, langen Tisch verließen. Hier soll ich warten, hat jemand gesagt. Ich blickte zum Tisch, alle waren gegangen, und ich stand allein.

Der Tisch bot einen ungewohnten Anblick. Er war bedeckt mit einem großen Tuch, das weit über den Rand hinunter hing. Darauf lagen noch immer die Teller der Kinder, sie hatten sie einfach stehen lassen. Doch die Teller waren nicht aus dem üblichen grauen Blech, sie waren weiß — so schöne Teller für Kinder? Ich wunderte mich und trat näher. Was ich sah, überraschte mich maßlos, schien mir unbegreiflich, aber es war keine Zeit zum Überlegen. Ich mußte rasch handeln.

Die Kinder hatten die Teller nicht leer gegessen! Sie hatten

streifenartige Reste liegen lassen auf den Tellerrändern. Überall lagen diese Reste umher — scheinbar unbewacht. Ich blickte mich um, niemand war zu sehen. Schnell versteckte ich mich unter dem Tisch hinter dem schützenden Laken und begann, mit einem Arm nach oben zu tasten, nach den Tellern und ich sammelte die liegengebliebenen Streifen. So viel ich konnte, nahm ich in den Mund, so viel ich konnte, stopfte ich in meine Taschen und ins Hemd. Die Streifen waren zäh, aber sie schmeckten herrlich, nach Brot das Herrlichste, was ich je gerochen und gegessen habe. Wie ein Rausch ergriff es mich. Ich mußte mehr sammeln, sammeln, was im Hemd Platz fand. Davon könnte man satt werden, und einen Vorrat könnte man anlegen für eine ganze Woche oder länger, dachte ich.

In wenigen Augenblicken Essen finden, das für viele sorgenfreie Tage reichen würde — es war nicht zu fassen. Diese blöden Kinder, dachte ich, wie kann man so dumm sein und Eßbares unbewacht liegen lassen. Die scheinen keine Ahnung zu haben. Vielleicht sind sie Neulinge, die noch nicht wissen, daß nur am Leben bleibt, wer Vorräte anlegt, wer ein gutes Versteck findet, wer sein Essen verteidigt! Eßbares nie unbewacht lassen — das hat mir Jankl doch immer gesagt.

So dachte ich und kaute, kaute wieder und sog den wunderbaren Duft durch die Nase, bis plötzlich eine Hand meinen Arm ergriff, als ich wieder nach einem Teller tastete. Mit einem harten Ruck wurde ich unter dem Tisch hervorgezogen.

So saß ich am Boden, mit vollem Mund, in beiden Fäusten die letzten herrlichen Streifen festhaltend, und ich blickte auf dicke Waden und den Rand einer weißen Schürze. Ein zweiter Ruck, und ich wurde auf die Füße gestellt. Einige Streifen fielen aus dem Hemd. Ich hob den Kopf. Ich

blickte in weit aufgerissene, helle, zornige Augen. Die blickten erst auf den Boden, nach den heruntergefallenen Streifen, dann auf meine Fäuste, dann auf meinen überquellenden Mund, aus dem der Speichel lief, und nach einem Moment sprachlosen Staunens erhob sich ein wütendes Geschrei:

»Käserinde! Da ißt doch einer Käserinde! So ein Grüsel!«
Ich wußte zwar nicht, was ein Grüsel war, aber den Sinn verstand ich — und verstand ihn doch nicht. Sie verzog den Mund vor Ekel.

Warum soll es verboten sein, Eßbares zu essen, das niemand bewachte, zumal es so wunderbar schmeckt? Sind die Streifen vielleicht ihr Eigentum? Will sie mir die Streifen wegnehmen, um sie selber zu essen?, fragte ich mich.

Ich riß mich frei und rannte los, fest entschlossen, meine Beute bis zuletzt zu verteidigen. Und so rannte ich quer durch den Saal, rund um den Tisch, unter dem Tisch durch, hinter eine Art Theke. Aber da kam, angelockt von dem Geschrei, ein zweites Paar dicke Waden und eine weiße Schürze auf mich zu...

Ich fiel zu Boden, Arme wollten mich packen, ich versuchte blitzschnell in eine der Waden zu beißen. Doch ich bekam nur den Rand einer Schürze zwischen die Zähne. Ich riß sie herunter, verfring mich darin und wurde unter noch mehr Geschrei endgültig ergriffen.

Ich fand keine Luft, spuckte die Reste der Streifen aus, was noch lauterer Geschrei bewirkte.

»Was ist hier passiert?« fragte eine ruhige Stimme von irgendwoher.

Es war die Frau, die mich hergebracht hatte.

»Er spuckt, beißt, tobt und ißt Abfälle!« rief erregt eine der weißen Schürzen.

Sie hatte schon mein Hemd geöffnet und schüttelte nun meine ganzen gesammelten Schätze auf den Boden. Eine

weitere kam mit einem Eimer, mit Schaufel und Besen und kehrte alles weg.

Ich verstand gar nichts mehr.

Sie nahmen mir mein Essen weg, aber nicht, weil sie selbst essen wollten. Sie schienen keinen Hunger zu haben. Nein, sie warfen vor meinen Augen das Eßbare weg! Wollten sie mich auf diese Weise bestrafen?

Auf Geheiß einer der Schürzen wurde ich in ein ›Einzelzimmer‹ gebracht, wie sie es nannten.

»Nur bis du dich beruhigt hast«, sagten sie und schlossen die Tür.

Erst jetzt merkte ich, daß ich in der Aufregung mein Bündel verloren hatte — auch der Plüschbär war weg.

Leise ging ich zur Tür, aber sie war verriegelt.

Ich blickte mich um. Im Zimmer stand nur ein einziges Bett, aber eines von ungeheuren Ausmaßen, ein Tisch und ein Stuhl. Auf dem Bett eine riesige Decke, aufgebläht wie eine Wolke. Ich schnupperte. Die Wolke roch süß und sauber und verlockend.

Ich wagte nicht, sie zu berühren.

Ich überlegte:

Hier darf sicher nur jemand schlafen, der besondere Vorrechte besitzt und sicher sehr mächtig und stark ist. Wie könnte er sonst so einen Platz verteidigen. Sicher ist es jemand mit einer besonders wichtigen Uniform, eine mit glänzenden Knöpfen. Ich habe hier zwar noch keine der grauen oder schwarzen Uniformen gesehen, aber wie kann man sicher sein.

Oh! — Und was, wenn er mich hier findet? Wird er mich schlagen, weil er glaubt, ich will ihm seinen Besitz und seinen Platz streitig machen? Hier scheinen alle stärker zu sein als ich.

Und dann dachte ich wieder an meine Niederlage, an mein verlorenes Essen, an das verlorene Bündel, an den Plüsch-

bären, und ich hatte Angst vor der Uniform, die vielleicht schon hinter der Türe stand.

Ich horchte, aber im Hause blieb alles still.

Sie nehmen mir alles weg hier.

Ich spürte einen würgenden Kloß im Hals.

Vielleicht nehmen sie nicht nur das Essen — vielleicht auch die Kleider. Es ist Winter. Vielleicht lassen sie mich in diesem Zimmer verhungern. Die Schweiz ist kein schönes Land, wie Frau Grosz gesagt hatte. Frau Grosz hat mich angelogen! Frau Grosz hat mich allein gelassen! Ich hasse Frau Grosz!

Hungrig und müde kroch ich unter das Bett und schlief ein.

Die Brüder

Hatte ich vier Brüder — oder fünf, was ich eher glaube? Mit Sicherheit kann ich es nicht mehr sagen. An sie jedoch sind meine frühesten, einigermaßen klaren Erinnerungen gebunden. Es sind Gedächtnisbrocken, in denen meine Brüder eingeschlossen sind, gleichsam wie Urgestein in einem großen Geröllfeld frühen Erinnerens.

Ein Bauerngehöft war es, mehrere kleine Gebäude, im Viereck zueinander geordnet, mit einem Hof in der Mitte. Ein Wohnhaus, gegenüber ein leerer Stall, eine Scheune für den Pferdekarren ohne Pferd, offen zum Hof hin, und eine Scheune für das Erntegut, nun aber ebenso leer wie der Stall.

Als einzige Erwachsene die Bäuerin, streng und grob. Wir fürchteten ihre harten Strafen. Sie beaufsichtigte uns, gab uns zu essen. Ich erinnere mich an einen nicht mehr definierbaren Brei in einer großen Schüssel.

Wir saßen an einem langen Tisch nach unserem Alter aufgereiht. An einem Ende saß ich als Jüngster, neben mir Daniel; am anderen Ende saß Motti oder ›Mordechaii‹, wie ihn die Bäuerin stets rief, als Ältester. Die anderen dazwischen, nur schemenhaft ihr Bild.

Uns gegenüber, in der Mitte der anderen Längsseite des Tisches, die Bäuerin, die uns anwies, nie die Türe zu öffnen oder gar ohne Erlaubnis und Aufsicht das Haus zu verlassen, nie aus einem der Fenster zu schauen, nur gebückt an den Fenstern vorbeizugehen —

»Wegen der Kugeln, die durch die Scheibe schlagen könnten«, so sagte sie.

Die strengen und bösen Blicke, die uns dabei trafen, verrieten die Schwere der Strafe, die wir sonst zu erwarten hät-

ten. Es war aber noch etwas anderes in ihren Augen, das mich weit mehr beunruhigte — ich glaube, es war Angst. Diese mächtige, muskulöse Frau mit ihren dicken Armen und schweren Händen, diese Verkörperung der Allgewalt über uns Kinder — konnte es etwas geben, das noch mächtiger war als sie? Etwas, das sogar sie fürchtete?

Womit wir die gewöhnlichen Tage im Hause verbrachten, weiß ich kaum mehr. Ich erinnere mich an die ständig wiederholten Mahnungen Mottis, mich rechtzeitig zu bücken, bevor ich an einem Fenster vorbeiging, an seltene Gänge ins Freie am Abend.

Einmal klebte Motti aus Papier und Stäbchen ein Segelflugzeug. Ich durfte ihm zuschauen. Er stellte es zum Trocknen auf den kleinen Holzofen und mahnte mich, es nicht zu berühren, und ging in die Küche. Doch meine Neugier war stärker als seine Mahnung, und als ich es berührte, fiel es zu Boden und zerbrach.

Motti schlug mich nicht, er schlug nie, er schimpfte nicht einmal, er erklärte mir ruhig, was geschehen war. Dann zeigte er mir, wie man ein Flugzeug repariert.

Wenn die Bäuerin außer Hause war, übertrug sie Motti die Aufsicht über uns Jüngere. Eine herrliche Zeit war dies jedesmal. Motti kümmerte sich besonders um mich. In meinen Augen war er schon kein Kind mehr. Er war stark, er war der Beschützer, der niemals zürnte, der nie laut schrie. Er konnte trösten, es war Wärme und Sicherheit bei ihm.

Am Gehöft vorbei floß ein Kanal. Wir mußten über den schmalen Steg eines Stauwehres gehen, um auf eine Wiese zu gelangen, wo wir einige Male spielen durften. Die einzige Geländerstange war mir zu hoch, und ich fürchtete die tiefen Strudel unter mir.

Doch am meisten fürchtete ich den Walfisch, von dem uns Motti erzählt hatte!

Der Walfisch, der Jonas verschluckte, als er Gott nicht gehorchen wollte, so sagte Motti. Ich wußte, daß auch ich nicht immer gehorchte, und ich stellte mir vor, daß Gott zu dem Walfisch eines Tages sagen wird: Schau, dort, in diesem Gehöft lebt der Benjamin, der nicht gehorcht! Schwimm den Kanal hinauf, und wenn er wieder über das Wehr geht, dann spring aus dem Wasser, verschluck ihn und bring ihn zu mir!

Zitternd vor Angst blickte ich jedesmal ins tiefe Wasser, um zu sehen, ob der Wal schon auf mich wartet.

Nur Motti konnte ich meine Angst gestehen. Aber Motti lachte und sagte, die Geschichte sei ja nicht zu Ende, er würde mir nun erklären, weshalb meine Angst umsonst gewesen sei.

Und Motti erzählte etwa so:

»Der Walfisch hat Jonas wieder ausgespuckt, weil Jonas bereut hat. Gott hat sich gefreut, daß der Walfisch seine Arbeit so gut gemacht hat. Und dann kam eine Zeit, da gab es immer mehr Menschen, die Gott nicht gehorchten. Gott aber erinnerte sich an den Walfisch und sandte ihn aus, die Bösen zu verschlucken und nur die wieder auszuspuken, die bereuten. Aber nur wenige bereuten, und so wurde der Walfisch immer größer und dicker und fetter. Als der Walfisch alt war und starb, da war er riesengroß. Da hatte Gott eine Idee: Er sah die armen Juden auf der Welt, viele von ihnen hungerten. Da schenkte er ihnen den toten Walfisch, daß sie während tausend Jahren jede Woche einmal von ihm essen könnten. Darum essen wir Juden jeden Schabbat Fischklöße.«

»Ich habe aber noch nie Fischklöße gegessen«, entgegnete ich, und Motti sagte:

»Vielleicht ist er jetzt aufgegessen. Und darum ist jetzt auch Krieg, weil schon lange kein Walfisch mehr da ist, der die Bösen verschluckt...«

So verschwand meine Angst vor dem Walfisch im Kanal, aber ich hatte erfahren, daß Krieg war!

Bald jedoch wurde die ruhige Zeit in der Bauernstube von verschiedenen Ereignissen erschüttert. Eines Tages hörten wir eine laute, tiefe Männerstimme halb singend, halb brüllend vor dem Haus. Verstohlen blickten wir, trotz des Verbotes, aus dem Fenster.

Motti sagte, daß es ein Soldat sei und erklärte mir, was ein Soldat ist. Motti erkannte die Uniform und erklärte mir, was eine Uniform ist. Der Soldat trug ein Gewehr, und Motti erklärte mir, wozu er sein Gewehr braucht.

Als der Soldat sich dem Hause näherte, flüchteten wir ängstlich in die Küche, wo die Bäuerin hantierte. Der Soldat erschien vor dem Küchenfenster und schaute herein. Wieder begann er Unverständliches zu schreien, und ich sah, wie sein Arm ausholte zu einem mächtigen Schlag genau in die Mitte des Fensterkreuzes.

Das ganze Fenster flog splitternd in die Küche, und der Soldat kletterte in den Raum. Bäuerin und Soldat schrien sich Worte zu in einer Sprache, die ich nicht kannte.

»Hinaus, hinaus mit euch!« kreischte die Bäuerin, und ihre Stimme hatte einen neuen, mir fremden Klang.

Wir rannten in die Stube und lauschten. Wir hörten schrecklichen Lärm, Poltern und Schlagen, das Schreien der Bäuerin, das tiefe Fluchen vom Soldaten. Dann war Stille.

Wir warteten noch immer, wir wagten nicht, uns zu bewegen, wir warteten sehr lange.

Dann vernahmen wir leises Wimmern aus der Küche. Vorsichtig schlichen wir hin. Die Bäuerin saß am Boden, in der Mitte des Raumes, mit zerrissenen Kleidern, mit zerfleddertem Haar und sie weinte!

Die Bäuerin konnte weinen!

Die Bäuerin, diese mächtige Frau, die so böse und grausam sein konnte. Die Bäuerin, die strenge Richterin über uns Kinder, die so schmerzhaft Strafen sich ausdachte — sie konnte weinen?

Ich war maßlos erstaunt.

Da saß sie nun auf dem Fußboden, inmitten des zerbrochenen Geschirrs, zwischen zertrümmerten Stühlen und dem umgekippten Küchentisch.

»Raus, raus!« schrie sie uns wieder an, mit erzwungener Härte, und versuchte vergeblich, sich die Haare aus dem nassen Gesicht und den Augen zu wischen.

So ließen wir sie allein und schlichen zurück in die Stube. Wir sprachen kein Wort mehr darüber, nie mehr, aber wir wußten, der Krieg hatte einen Vorboten geschickt.

Als der Winter kam, gab es bald nichts mehr zu essen. Alle paar Tage führte uns Motti in der Dämmerung aus dem Haus. Wir gingen, ohne die Bäuerin, über den gefrorenen Kanal durch den Schnee zum nahen Wald. Wir krochen unter verschneiten Ästen durch, zwängten uns durch Buschwerk und gelangten zu einer Lichtung, wo in einer Mulde ein kleines Holzhaus stand. Von vielen Seiten kamen andere, unbekannte Kinder auf die Lichtung, rutschten auf dem Schnee in die Mulde und gingen in die Hütte.

Da war nur ein einziger Raum. In der Mitte stand über dem offenen Feuer ein mächtiger Topf mit brodelnder Suppe. Die Luft war stickig und angefüllt vom Dampf, daß kaum etwas sonst zu erkennen war. Jedes Kind bekam einen Becher, und die Suppe roch herrlich.

Viele Male sind wir dahin gegangen, und meistens kam ich weinend zurück. Der Weg durch den Schnee überstieg fast meine Kräfte. Motti trieb uns immer zu äußerster Eile an, er allein schien zu wissen, warum.

In der Hütte angekommen, verbrannte ich mir stets die

Finger am heißen Blechgeschirr und die Lippen an der heißen Suppe. Meist mußten wir aufbrechen, bevor ich imstande war, mein Gefäß leerzutrinken. Doch den Platz rechtzeitig zu verlassen, schien wichtiger zu sein.

Es wurde Frühling, und der Boden begann aufzutauen, es wurde wärmer, es wurde sogar heiß. Wir brauchten nicht mehr zu frieren.

Und eines Tages war es dann soweit: Der Krieg hatte uns wirklich erreicht.

Vom Wald her ertönten Schüsse, und wir hörten grollendes Motorengeräusch. Der Lärm kam näher.

»Unter den Tisch! Auf den Boden legen! Kein Laut!« rief die Bäuerin.

So lag ich zwischen Motti und Daniel, dem zweitjüngsten Bruder, an die anderen erinnere ich mich kaum mehr; und wir lauschten auf ein rasselndes Geräusch, das immer näher kam, bis es zu einem fürchterlichen Getöse anschwellte. Dann ein dumpfer Knall, und das ganze Haus schien zu schaukeln. Das Getöse erstarb, einzelne Schüsse fielen noch — dann trat Stille ein. Wir warteten atemlos, wir warteten lange, doch nichts geschah, kein Soldat kam ins Haus, alles blieb ruhig, es schien vorbei zu sein.

Langsam wurde mir das bewegungslose Ausharren unter dem Tisch zu unbequem. Meine Neugier besiegte sanft aber sicher meine Angst.

»Ich muß aufs Klo«, flüsterte ich und kroch vorsichtig unter dem Tisch hervor.

Das Klohäuschen war ein kleiner Anbau, den man von der Stube aus betreten konnte. Ich ging hinein, kletterte vorsichtig auf das Brett und zog mich zum winzigen Fensterchen empor. Ich blickte hinaus.

Seitlich, in der halb durchbrochenen Rückwand des Hauses steckte ein Gefährt, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es war schon eher ein Koloß, aus Eisen schien er zu sein,

ein grauschwarzes Ungetüm mit einem runden Deckel, der offen stand. Aus dem Loch rauchte und stank es, ich konnte aber deutlich den Körper eines Soldaten erkennen, der halb über den Rand ins Freie hing und sich nicht bewegte. Ebenso reglos lagen zwei weitere Soldaten zwischen den Obstbäumen auf der Wiese.

Ein gewaltiger Lärm hinter mir riß mich aus meinen Beobachtungen. Die Bäuerin hatte die Türe aufgerissen — ich war wohl zu lange weg geblieben. Sie schrie, als sie mich da oben sah, wutentbrannt, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Sie riß mich vom Fenster weg und schlug mich wie nie zuvor.

»Zur Strafe werde ich dich allein im Keller einschließen. Heute nacht wirst du nicht mit deinen Brüdern schlafen!« keuchte sie und schleifte mich nach unten.

Es war schon spät am Morgen, als ich auf einem Bündel leerer Säcke erwachte, die nach Obst rochen. Der winzige Keller war halb dunkel. Nur von oben, durch zwei kleine Fensterchen, die zu ebener Erde ins Freie führten, drang Licht. Ich konnte sehen, daß die Sonne schon hoch stehen mußte. Die Tür nach oben war verschlossen.

Warum holt sie mich nicht, oder Motti, wenn es schon heller Tag ist?, so dachte ich und lauschte angestrengt auf Schritte. Alles blieb ruhig, kein Laut war zu vernehmen im Haus. Ich stieg auf eine Kiste und blickte hinaus.

Es mochte schon Mittag sein, als ich mich nach etlichen Mühen hochziehen und auf den Hof hinaus klettern konnte.

Alles schien friedlich und ruhig, aber kein Mensch war zu sehen. Meine Brüder nicht, die Bäuerin nicht. Ich ging durchs leere Haus, die Türen standen offen, in der Schüssel war noch Brei vom Vortage.

Ich ging wieder auf den Hof und wieder ins Haus und wieder zurück, ich begann zu rufen, niemand antwortete.

Wohin mochten sie nur gegangen sein? Warum haben sie mich nicht mitgenommen?, dachte ich.

Mir war elend. Ich hatte Angst ohne die Nähe meiner Brüder und ohne Mottis Schutz.

Zwei, vielleicht drei Tage vergingen, bis ich Geräusche hörte. Ich stand draußen neben dem Pferdewagen ohne Pferd.

Ich vernahm ein Brummen, das immer näher kam. Ein Lastwagen fuhr langsam auf den Hof, gefolgt von einer Gruppe fremder Menschen zu Fuß. Grüne Uniformen mit Gewehren liefen neben ihnen her. Grüne Uniformen stiegen aus der Kabine des Wagens, stellten sich im Kreis um den Wagen, auch sie hatten Gewehre.

Auf dem Wagen standen viele Menschen dicht gedrängt, die alle eigenartig schwankten und zu mir herüber schauten. Müde sahen sie aus und verstaubt. Staunend stand ich da, nie zuvor hatte ich so viele Menschen gesehen. Fast alles Erwachsene, nur einige Kinder, größer als ich.

Aus der stehenden Gruppe löste sich eine Gestalt und kam langsam auf mich zu. Es war eine Frau. Deutlich hob sie sich von den anderen ab, sie war ganz in Grau gekleidet. Sie sah oben aus wie ein Soldat mit einer Schiffchenmütze und mit einer Jacke mit herrlich glänzenden Uniformknöpfen. Unten trug sie keine Hosen wie die Grünen, sondern einen Rock. Aber Stiefel hatte sie — noch nie hatte ich so schöne gesehen!

Die graue Uniform war aus einem Stoff, wie ich ihn nicht kannte — glatt und sauber, ohne Risse, ohne Löcher, ohne einen Flecken. Sie mußte etwas Besonderes sein!

So stand sie vor mir, ein mächtiger grauer Schatten, und sie sprach zu mir. Ich schüttelte den Kopf, denn ich verstand kein Wort. Sie hielt inne, dann sprach sie wieder und nun klang es ähnlich, so wie Motti sprach.

»Was tust du hier?« fragte sie, »bist du allein?«

»Ja«, antwortete ich, »und ich suche meine Brüder!«

Hoffnung keimte auf.

Vielleicht wußte sie, wo Motti und Daniel und die anderen geblieben waren. Sie nickte bloß, ging ins Haus, kam wieder und sagte:

»Ich werde dich schon zu deinen Brüdern bringen, komm mit!« Und sie nahm meine Hand.

Ich wollte schon jubeln, doch der Griff war etwas zu hart, und ihre Hände erinnerten mich an die Hände der Bäuerin.

Sie schubste mich zu den Wartenden, der Wagen fuhr an, und wir gingen hinter ihm her über Felder und Wege, die ich noch nie gegangen war.

»Wohin?« fragte ich die graue Uniform, und ich hielt mich an ihrem Rocksäum fest, um Schritt zu halten.

»Majdan Lublin — Majdanek!« sagte sie.

»Da kannst du spielen.«

Ihre Stimme klang seltsam streng, und sie wischte unwirsch meine Hand von ihren Rock.

»Wohin?« fragte ich wieder.

»Majdan Lublin — Majdanek!« wiederholte sie barsch, und ich blickte zu ihr auf.

»Und meine Brüder?«

»Alle wirst du wiedersehen!« antwortete sie und schaute zu mir herunter, nun lächelte sie.

Sie lächelte, doch ihr Lächeln ging über in ein Grinsen, und ich war mir nicht sicher, was ich davon halten sollte.

Majdanek, Majdan Lublin, Majdanek wiederholte ich immer und immer wieder. Der Name klang so schön!

Die Vorfreude auf meine Brüder verscheuchte jeden Argwohn. Ich malte mir aus, wie es sein würde in Majdanek, ohne die böse Bäuerin, nur mit meinen Brüdern zusammen. Wir würden spielen, hatte die graue Uniformfrau gesagt—ja, wir würden spielen, auf einer großen, sonnigen

Wiese, draußen am Licht und schattige Bäume ringsum. Wir wären nicht mehr eingesperrt in der muffigen Stube, Tag für Tag.

Sicher hat Motti sein gebasteltes Segelflugzeug mitgenommen, vielleicht auch den Ball, ging es mir durch den Kopf. Ich konnte es nicht erwarten.

Wie lange wir unterwegs waren, weiß ich nicht.

Wir sind da!, hieß es plötzlich, vielleicht am selben Tag, vielleicht war es am nächsten.

Dann erinnere ich mich wieder: Es war schon Abend, und der Tag war heiß gewesen. Ich hatte schrecklichen Durst.

Wir gingen hinunter, es war ein staubiger Weg, vorbei an einem schneeweißen, hohen Haus. Ich hatte noch nie ein so hohes Haus gesehen. Es war nicht aus Holz, es schien aus Stein zu sein, und ich wunderte mich, daß ich kein Dach sehen konnte. Kurz nach dem seltsamen Haus warteten wir lange an einem hölzernen, drahtvergitterten Zaun. Ich sah, wie ein Tor geöffnet wurde, ich sah einen hölzernen Turm, ich sah eine Straße, die nach oben führte, ein Meer von länglichen Häusern aus Holz.

Soldaten standen herum. Einer stand neben mir, und ich musterte ihn neugierig.

»Was für ein komisches Gewehr hast du hier?« fragte ich ihn.

Ich zupfte an einem Gegenstand, der ihm aus dem Gürtel hing.

Blitzschnell drehte er sich um, blitzschnell fuhr sein Arm empor mit dem seltsamen Gegenstand in der Faust, und heiß zischte mir etwas über das Gesicht, daß ich glaubte, es würde entzwei geschnitten.

So habe ich gelernt, was eine Peitsche ist, und ich habe begriffen:

Die Graue hat gelogen — Majdanek ist kein Spielplatz.

Die Hundehütte

Ein Alptraum zerstörte die friedliche Ruhe des ersten Schlafes im neuen Kinderheim. Ein Alptraum, der sich in den folgenden Jahren unerbittlich wiederholte, in allen Bildern, in jeder Einzelheit, gleichsam als unaufhörlich aufeinander folgende Kopie, Nacht für Nacht:

Ich befand mich im Halbdunkel, als einziges Kind allein auf der Welt. Auf der Welt war kein anderes lebendes Wesen, kein Baum, kein Gras, kein Wasser — nichts. Nur eine große Einöde aus Stein und Sand.

In der Mitte der Welt war ein kegelförmiger Berg, der sich gegen den dunklen Himmel erhob. Der Gipfel war gekrönt mit einem schwarzen, metallisch glänzenden, furchterregenden Helm.

Am Fuße des Berges stand eine Hütte mit Vordach. Unter dem Vordach standen viele Loren auf Schienen. In einigen Loren lagen tote Menschen; ihre Arme und Beine ragten über den Rand. Ein schmaler Schienenstrang führte schnurgerade zum Gipfel und unter den Helm, in einen geöffneten Kieferknochen mit schmutzigen, braunen Zähnen. Die Loren fahren bergauf, verschwanden im Kiefer unter dem Helm und kehrten dann leer wieder zurück.

In der Ebene rund um den Berg krochen auf einmal Scharen von beißendem Ungeziefer aus dem Boden. So weit das Auge reichte, wurde alles immer dichter übersät, und die Ebene schien zu wogen von bösen Insekten.

Die Tiere krochen über mich. Ameisen, Läuse, Käfer, sie krochen an meinen Beinen hoch, über den Bauch; sie flogen gegen meinen Kopf und krabbelten in mein Haar, meine Ohren, Augen, Nase und Mund.

Meine Haut begann zu jucken und zu brennen. Ich wußte, ich war ihnen der letzte Fraß auf dieser Erde. Wohin

konnte ich mich retten? Ich sah, daß die Tiere einzig die metallenen Loren mieden. Sie glitten an ihnen ab.

Doch auf eine der Loren zu fliehen, nutzte nichts. Die Loren fuhren alle unaufhaltsam gleichmäßig den Berg hinauf und kippten ihren Inhalt in den grausigen Schlund unter dem Helm. Auf eine der Loren zu springen, hätte nur kurzen Aufschub des Verderbens gebracht.

Ich erwachte mit einem Gefühl der Verzweiflung und der Gewißheit, daß es keinen Ausweg gab, daß jede Erleichterung nur Täuschung ist und nichts als ein kurzer, vorübergehender Zeitgewinn vor einem unerbittlich nahenden Ende. Ich war mir gewiß, es würde langsam und schmerzhaft sein.

Ich lag noch eine Weile wach. Es war früh, im Heim war alles still, und ich mußte an das Hundehaus denken:

Es war in der Zeit, als ich mit unzähligen anderen Kindern in der großen Baracke lebte.

Ich hatte mich einmal aus Neugier weit von den anderen entfernt, und ich verließ, in einer Gruppe zur Arbeit gehender Frauen, scheinbar unbemerkt die innere Feldumzäunung. Ich ging die Lagerstraße von unserem oben am Hügel gelegenen Frauen- und Kinderfeld hinunter, an den nächsten umzäunten Feldern entlang auf das große Eingangstor.

Vor den Magazinbaracken, wo Berge von Koffern und Kleidern gestapelt waren, bog ich ab und beobachtete einen Mann in bräunlichgrüner Uniform. Ein zerlumpter Mann neben ihm hackte neben dem Weg einen Streifen Erde. Ich ging langsam hinter den beiden her und merkte nicht, daß ich die Orientierung verlor.

Vielleicht wollen sie Blumen pflanzen, wie es die Bäuerin gemacht hatte, bei der wir früher wohnten, dachte ich. Hinter dem frisch gehackten Erdstreifen war ein Zaun und

hinter dem Zaun eine Reihe von Hundehütten. Ich hatte große Angst vor den braunschwarzen Hunden. Aber jetzt standen die Hütten offen und waren leer. So ging ich näher zu dem Mann, um zu sehen, was er tat.

Da drehten sich beide um und starrten mich an. Der Zerlumppte ließ die Hacke fallen, der Braungrüne, mit einem Wutschrei, rannte fluchend und wild die Arme schwingend auf mich zu. Er zeigte auf die Erde und auf meine Füße. Ich folgte seinem Blick: Ich stand mitten im frisch gehackten Erdstreifen. Offensichtlich war dies ein großes Verbrechen.

Ich wollte weg, doch der Mann griff nach mir. Er griff nach meinem Kopf, er griff mit seinen Fäusten nach meinen Ohren und hob mich in die Höhe. Ein stechender Schmerz überzog Kopf und Hals, und ich hatte das Gefühl, mein Gesicht würde entzweigerissen. Doch je mehr ich mich wehrte, desto schlimmer wurde der Schmerz. Ich wurde höher gehoben, und zwischen den großen Fäusten zu beiden Seiten meines Gesichts schwebte ich über den Zaun auf eine der Hundehütten zu. Die Fäuste drückten mich hinein, und er verschloß den Eingang mit einem Brett. Gebeugt, halb stehend, halb sitzend, wartete ich, bis der Schmerz verging. Ich wartete und wartete, doch nichts weiter geschah. Draußen war es still geworden, niemand schien mein Weinen und Rufen gehört zu haben. Durch eine Ritze im Brett fiel etwas Licht, das allmählich schwächer wurde, und ich wußte, daß die Nacht kam.

Wenn nur die Hunde nicht zurückgebracht werden, dachte ich angstvoll, wenn nur keine Ratten kommen, wenn es dunkel ist!

Am meisten fürchtete ich die Ratten, denn sie kamen während des Schlafes. Um sie zu vertreiben, begann ich, mit meinen Füßen in stetem Gleichtakt auf und ab zu stampfen, so wie Jankl es mir gezeigt hatte.

Aber in dieser Nacht sollten nicht die Ratten das Schlimmste sein.

Die Hütte war voller Ungeziefer. Je dunkler es wurde, je mehr ich zu schwitzen begann vor Angst, je mehr ich versuchte, die Tiere von meinem Körper zu wischen, desto eifriger schienen sie wieder an meinen Beinen hoch zu kriechen. Läuse begannen über mein Gesicht zu laufen, in schnellen, kitzligen Bahnen zu Nase, Mund und Augen. Kein Wischen und Kratzen half. Sie kamen immer wieder.

Aber das Ekeligste waren dicke und harte dreieckige Käfer, die brummend gegen meinen Kopf flogen und in meine Kleider krochen. Ich suchte wenigstens meine Hände zu schützen und schob sie in die halbrunde Tasche meiner Kinderschürze. Aber auch in der Tasche waren die Käfer und halb zerdrückt verströmten sie einen entsetzlichen Gestank.

Ekel überwältigte mich. Mein Magen war leer und es kam nur eine bittere Flüssigkeit hoch, und es war schlimmer als zuvor. Die Läuse krochen wieder über mein Gesicht. Sie schienen es noch eiliger zu haben als zuvor. Kein Schnauben und Spucken konnte sie aufhalten in ihrem Angriff auf Nase, Mund und Augen.

Irgendwann wurde der Spalt im Holz wieder hell. Jemand nahm das Brett vom Eingang.

Wer mich herausgeholt hat, weiß ich nicht. Als ich ans Tageslicht gezogen wurde, durchfuhr ein heißer Schmerz meine Augen und drang tief in meinen Kopf. Was war mit meinen Augen geschehen? Ich konnte kaum etwas erkennen. Das Licht stach wie mit Nadeln, selbst durch die geschlossenen Lider. Von leichten Stößen gelenkt und nur hin und wieder auf die Erde blinzeln, erreichte ich mehr kriechend als gehend das erlösende Dunkel meiner Baracke.

Das Brot

Die ersten Tage im Kinderheim waren verwirrend. Es galt so viele neue Regeln zu lernen, und die meisten konnte ich nicht verstehen. Alles schien sich in einem unauflöselichen Widerspruch zu bewegen.

Die Betreuerinnen waren freundlich, sie schrien nicht, sie schlugen nicht, sie halfen ungefragt, und sie brachten Kleider und Essen. Besonders das Essen!

Es verschlug einem den Atem. Berge von unbekanntem Köstlichkeiten wurden jeden Morgen auf einer Anrichte aufgetürmt, und für jeden gab es genug — mehr als jeder essen konnte.

Andererseits verbot man mir immer wieder, selbst die wichtigsten Regeln zum Überleben einzuhalten. Dabei hatte ich doch alles von Jankl in der großen Baracke gelernt, und ich habe mir solche Mühe gegeben, nichts zu vergessen.

Ich wußte, was davon abhing. Aber die Kinderschwestern, wie auch die anderen Kinder, schienen alles vergessen zu haben. Oft hatte ich den Eindruck, sie hätten die Regeln nie gekannt. Sie taten alle so gefährlich sorglos.

Schließlich kann doch keiner wissen, wie lange wir genug zu essen bekommen. Alles kann jeden Tag zu Ende sein! Und vielleicht ist es auch nur eine Falle, sagte ich mir.

Ich wußte genau, ich mußte auf der Hut sein, denn die Ahnungslosen hatte es immer zuerst und am schlimmsten getroffen. Jede Mahlzeit konnte für lange Zeit die letzte sein. Doch niemanden schien dies zu kümmern.

Sie erwischten mich immer wieder, wenn ich Vorräte stahl, sie entdeckten immer wieder meine Verstecke, sie ahnten meine Fluchtpläne und trafen ihre Vorkehrungen. Aber merkwürdig: Sie bestrafte mich nicht, jedenfalls

nicht gleich. Und gerade dies war so unheimlich. Was hatten sie vor?

Vielleicht warten sie mit der Strafe, um mich in einem Moment der Sorglosigkeit zu erwischen, und dies wäre noch schlimmer, dachte ich.

Ich lebte in einem Zustand von Angst und Wachsamkeit, gemischt mit dem atemberaubenden Genuß des momentanen Überflusses.

Eines aber schmerzte mich besonders: Es war mir nicht möglich, Freunde zu gewinnen. Meine Freunde waren stets die gewesen, welche das Essen mit mir teilten, so wie Jankl.

Jankl hatte Essen gestohlen, als wir es vor Hunger kaum aushielten. Jankl hatte gewußt, man würde ihn töten, wenn er erwischt würde. Jankl hat das Gestohlene nicht allein gegessen, er hat mir davon gegeben, er hat immer geteilt. Jankl war ein Freund.

Aber hier wollte keiner mit mir teilen.

Einmal saß beim Frühstück ein größeres Mädchen neben mir. Sie hatte wunderschöne Augen, und ihre Stimme klang weich. Ich habe ihr die Hälfte meines dick bestrichenen Brotes hingehalten, aber sie hat mich nur ausgelacht und sich selber ein Stück von dem riesigen Brotberg auf dem Tisch genommen.

Ja, dieser Brotberg auf dem Tisch! Ein kaum beschreibliches Gefühl durchfloß mich, als ich ihn sah, am jenem ersten Morgen nach meiner Ankunft im Kinderheim.

Ich kam als letzter in den Eßsaal, denn ich wußte noch nicht, daß es jeden Morgen zu essen gab. Es saßen nur noch wenige Kinder um den Tisch.

Eine der weißen Schürzen wies mir einen Platz zu. Ich setzte mich und wartete. Als keine weitere Anweisung kam, hob ich langsam die Augen und blickte mich vorsichtig um — und da war er! Direkt vor mir auf dem Tisch:

Auf einem großen Brett erhob sich ein Berg von Brot. Sauber und glatt geschnittene Scheiben, schön geschichtet zu Türmen und Türmchen, und hinter den Türmen noch mehr, mehr als ich zählen konnte! Ergriffen starrte ich auf diesen Berg wie auf ein Heiligtum.

Wem dies alles nur gehören mag?

Ich überlegte.

Wer konnte so mächtig sein und soviel Brot besitzen — und warum lag es hier unbewacht? Und würde derjenige vielleicht mir ein Stück geben? Oder sollte ich versuchen, eines zu stehlen?

Ich blickte auf das Brot und blähte meine Nase. Ein wunderbarer Duft strömte zu mir hinüber, und gleich erkannte ich diesen Duft von früher. Doch diesmal war er noch viel stärker, und er hüllte mich ein.

An einem Mittag war es, als das Barackentor geöffnet wurde. Helles Licht flutete herein. Meine Augen schmerzten noch immer.

»Binjamin! Istein Binjamin hier? Rauskommen, schnell!« tönte aus dem Licht eine grobe Frauenstimme.

Zögernd stand ich auf und ging blinzelnd auf die Silhouette zu, die vor dem offenen Tor stand. Ich erkannte an den dunklen Umrissen, daß es die gleiche graue Uniform war, die mich vom Bauernhof hierher gebracht hatte. Dieselben hohen Stiefel, dieselben dicken Strümpfe, derselbe Rocksaum, neben dem ich so lange hergelaufen war.

»Du bist...?«, ich nickte.

»Du kannst heute deine Mutter sehen, ...nur dahle!«

Ich begriff nicht, was sie sagte.

Was bedeutet das: dahle? Ich hatte es vergessen, ich weiß es heute noch nicht. Sie sprach es aus mit einem sehr langen, dunklen aah. Und was bedeutete Mutter?

Ich hatte keine Erinnerung!

Ich hatte zwar mehrmals gehört, wie einige Kinder von Mutter gesprochen haben. Einige hatte ich weinen gehört und sie hatten Mamele geschrien. Und sie haben gestritten.

Die einen riefen: »Jedes Kind hat eine Mutter!«

Die anderen protestierten und behaupteten, Mütter gebe es keine mehr, das sei früher einmal so gewesen, früher, vor langer Zeit, in einer anderen Welt, bevor man alle Kinder hinter die Zäune und in die Baracken gebracht habe. Aber seither gebe es keine Mütter mehr, und diese andere Welt sei schon lange untergegangen. Für immer! Sie sagten:

»Es gibt keine Welt mehr außerhalb des Zaunes!«

Und ich glaubte es.

Sie schrien einander an und bezichtigten sich gegenseitig der Lüge.

Sie begannen, sich erbittert zu prügeln.

Ich begriff nur, daß Mutter, ob man eine hatte oder nicht, in jedem Falle etwas ungeheuer Wichtiges sein mußte, worüber zu streiten sich lohnte, als ob es ums Essen ginge.

»Verstehst du? Du wirst deine Mutter sehen! Verstehst du?« sagte die Uniformfrau wieder.

Ich begann ihre Ungeduld zu fürchten.

Ich schüttelte den Kopf und zog die Schultern hoch.

»Du wirst jetzt mit mir kommen und du wirst von jetzt an nicht sprechen. Es ist strengstens verboten, nur ein einziges Wort zu sprechen, nicht jetzt, nicht, wenn du deine Mutter siehst und auch nicht nachher. Zu niemandem wirst du darüber sprechen, nie, verstehst du? Zu niemandem, verstehst du, verstehst du?«

Sie schrie beinah die letzten Worte.

Ich schüttelte wieder den Kopf und zuckte mit den Achseln.

Da packte sie mein Kinn und riß es hoch, damit ich sie anschau. Ich sah nur Umrisse und verschwommen ihre Schiffchenmütze auf dem Kopf. Sie beugte sich nieder, blickte mir einen Moment lang starr in die Augen und sagte mit gepreßter, leiser Stimme:

»Und wenn ich nur sehe, daß du den Mund öffnest, dann werde ich...!«

Und sie machte eine häßliche Bewegung über meinem Kopf.

Nun nickte ich und ich wußte, daß sie mich töten würde. Sie ergriff meinen Arm und zog mich mit. Ich mochte kaum gehen. Meine Knie schmerzten, aber mehr noch meine Augen. Nur manchmal öffnete ich sie kurz, aber das grelle Licht brannte und stach, und ich sah den Weg nur durch einen wäßrigen Schleier.

Wir gingen endlos lange, große Zauntore wurden geöffnet und hinter uns wieder geschlossen. An jedem Tor wechselte sie leise einige Worte mit den Wachen.

Der grelle Widerschein der Sonne auf dem weiß-gelb sandigen Weg brannte heiß in meinen Augen, ich hatte Durst. Meine Zunge schien wie ein Klumpen, mein Mund war verklebt.

Nach langem, quälendem Laufen, Stolpern, Hinfallen und Weiterlaufen stand die Frau plötzlich still. Ich öffnete die Augen, sie legte den Finger auf den Mund und blickte mich streng an. Ich nickte wieder. Wir standen vor einem großen, dunklen Barackentor. Weiß und böse leuchtete der Sandplatz davor.

Langsam und leise öffnete sie das Tor.

»Zuhinterst, an der Wand, auf dieser Seite«, sagte sie und deutete nach links.

Hastig, doch ohne Geräusch schloß sie das Tor hinter mir.

Das Halbdunkel der Baracke tat gut. Ich erkannte einen

langen Mittelgang, aber auf den beiden Längsseiten waren keine hohen Pritschengestelle wie sonst. Die Wände waren kahl.

Erst glaubte ich, der Raum wäre leer. Doch dann sah ich am Boden, auf Decken und ein bißchen Stroh, zu beiden Seiten des Ganges Menschen liegen.

Es schienen alles Frauen zu sein. Sie bewegten sich kaum, und wenn, dann nur ganz, ganz langsam. Ich ging vorsichtig zwischen den Liegenden hindurch bis zur Wand.

Am Fußende des letzten Schlafplatzes blieb ich stehen. Langsam drehte ich mich der Seite zu, die die Uniform gewiesen hatte.

Unter einer grauen Decke erkannte ich die Umrisse eines Körpers. Die Decke bewegte sich. Ein Frauenkopf war zu sehen und dann zwei Arme, die sich langsam auf die Decke legten.

Ich biß auf die Lippen, um nicht aufzuschreien. Ich blickte unentwegt in dieses Gesicht, das mich mit großen Augen anblickte.

Dies soll nun meine Mutter sein? Ein Kind hat einmal gesagt, wer eine Mutter hat, dem gehört sie ganz allein! Diese Frau soll nun mir gehören, nur mir?

In wildem Durcheinander wirbelten mir Fragen über Fragen durch den Kopf.

Aber ich durfte nicht fragen. Ich wollte ihr sagen, daß ich nicht sprechen dürfe, daß man mich töten würde, wenn ich zu ihr spräche — aber das ging nicht.

So stand ich stumm, biß die Zähne zusammen und wagte nicht, mich zu bewegen. Ich wandte kein Auge von ihr. Einen Moment lang schien das Gesicht zu lächeln, aber ich war mir nicht sicher.

Ich weiß nicht, wie lange ich so stand.

Ein Knarren unterbrach die Stille, das Tor öffnete sich einen Spalt weit — das Zeichen, daß die Zeit um war. Da be-

wegte die Frau einen Arm und sie griff tastend mit der Hand unter das Stroh und die Lumpen zwischen ihr und der Wand, als ob sie etwas suchte. Die Hand kam wieder hervor, und ihre Finger hielten etwas umklammert. Sie winkte mir zu, mich zu nähern.

Ich stand noch immer unbeweglich. Ich wartete, ich hatte Angst. Das Winken wurde drängender und schneller. Nur langsam überwand ich meine Scheu. Ich trat neben sie.

Nun sah ich das Gesicht deutlicher, es glänzte naß, und ich sah, daß es weinte. Schweigend streckte sie mir die Hand entgegen und bedeutete mir, zu nehmen, was sie unter dem Stroh hervorgeholt hatte. Einen kurzen Augenblick berührte ich die Hand — sie schien heiß zu sein und feucht.

Ich nahm den Gegenstand, drückte ihn fest an mich und ging auf das nun schon ganz geöffnete Tor zu, wo im Gegenlicht der dunkle Umriß des grauen Uniformrockes und der Schiffchenmütze auf mich wartete.

So gingen wir zurück. Die Frau faßte meinen Arm und zog mich hinter sich her. Mit meiner freien Hand befühlte ich neugierig den unbekanntem Gegenstand. Er hatte Zacken und Ecken, er war rau und hart.

»Was ist das?« fragte ich die graue Uniform, als wir zu meiner Baracke kamen.

Sie bückte sich und blickte auf meine Hand.

»Das ist Brot«, sagte sie, und:

»Du mußt es im Wasser aufweichen, so kannst du es essen.«

Dann ging sie weg.

Lange habe ich am aufgeweichten Brot gesogen und es dann erneut in meinem Becher in das wenige Wasser gedrückt, das uns zustand, und ich habe wieder daran gesogen. Wieder und wieder, bis das Wasser aufgebraucht und der Brocken zu einem winzigen Kügelchen geschrumpft war.

Am Ende blieb nur noch der unbeschreiblich köstliche Duft des Brotes an meinen Fingern, die ich immer wieder an meine Nase hielt.

Nur noch ein einziges Mal habe ich jene Frau mit der grauen Uniform gesehen. Ich erkannte sie am Rhythmus ihres Schrittes. Sie ging eilig, und ich rannte auf sie zu. Ich glaubte, sie würde mich suchen, sie würde mich wieder zu meiner Mutter bringen. Nur einen Moment blieb sie stehen und blickte mich an. Nach einem kurzen Moment erst erkannte sie mich:

»Ach so, ...deine Mutter kannst du jetzt nicht mehr sehen... es ist nicht mehr möglich.«

Ohne mich weiter zu beachten, eilte sie weiter.

Ich beobachtete die anderen Kinder. Aus einem Topf nahmen sie einen roten Brei und taten ihn auf ihr Brot, bevor sie es aßen.

Ich wagte nicht, vor aller Augen eine Scheibe vom Brotberg zu nehmen. So packte ich meinen Löffel und ging zum Topf mit dem roten Brei. Ich tauchte ihn ein und leckte ihn ab.

Wie süß das schmeckte! Ich versuchte es noch einmal. Ein Klaps auf meine Hand jedoch verhinderte es. Eine weiße Schürze beugte sich über mich.

»Das darfst du nicht... nur zusammen mit dem Brot!« sagte sie streng.

»Aber das Brot gehört mir nicht!« rief ich.

Meine Augen begannen zu brennen, ich fühlte Tränen kommen, ich schämte mich.

»Hier hast du ein Brot und dann kannst...«, weiter kam sie nicht.

»Ich nehme nur Brot von meiner Mutter!« schrie ich sie wütend und weinend an und rannte davon.

Aber wohin? Ich kannte mich nicht aus. Die Kinderschwe-

ster kam mir nach und hielt mich bei den Schultern. Ich überlegte, ob ich sie beißen sollte. Aber die Lage schien aussichtslos, und so hielt ich fest den einen Arm schützend vor meinen Bauch und den anderen über den Kopf und ich wartete auf die Schläge — aber nichts geschah. Ich blickte kurz zu ihr auf — und ich sah, daß sie lächelte.

Also ließ ich mich zum Tisch zurückführen, doch ich blieb wachsam. Sie nahm erneut eine Brotscheibe vom Berg, beschmierte sie mit einem Messer dick mit dem herrlich süßen Brei.

»Ich schenke es dir«, sagte sie nur.

Ich war hungrig.

Zögernd begann ich zu essen.

Die Schuhe

Ich hatte mich schon an das Bimmeln der Glocke gewöhnt, die uns jeweils nach dem Frühstück zum Spaziergang rief. Ich hatte, wie die anderen Kinder, richtige Schneeschuhe bekommen, herrliche, neue, aus richtigem Leder und mit einer Sohle, die so stark war, daß sie keine Löcher bekommen konnte.

Emsiges Treiben begann, als die Glocke zum zweiten Male läutete. Die Kinder machten sich zum Abmarsch bereit.

Ich war einer der letzten, der den Tisch verließ, und ich eilte zum Gestell, wo jeder an einem festen Platz seine Schuhe und Strümpfe aufbewahrte. Das Gestell war schon fast leer.

Ich griff in mein Fach und erschrak: Da war nichts, keine Schuhe, nur die Strümpfe waren da.

»Meine Schuhe, wo sind meine Schuhe? Jemand hat meine Schuhe gestohlen!« rief ich laut, aber niemand beachtete mich.

Ich hätte sie besser bewachen sollen!

Panik ergriff mich.

Ich durchsuchte jedes Fach, doch meine Schuhe waren weg. Die letzten Kinder holten die ihrigen, und vom Hof her klangen die Stimmen der draußen Wartenden. Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

Nun ist es wieder passiert! Oh nein! Nicht wieder! Nicht noch einmal ohne Schuhe im Schnee laufen müssen!, dachte ich verzweifelt.

Ja, schon früher einmal sind meine Schuhe weggekommen, in der Baracke, und ich mußte mit Lappen an den Füßen in den Schnee. Mit Lappen, die Jankl mir umgebunden hatte. Zu gut weiß ich es noch!

In großer Eile wurden wir damals aus der Baracke getrieben, dann mußten wir in Einerkolonne einen schmalen Pfad durch den Schnee rennen, ich weiß nicht mehr wohin und warum. Aber Schritthalten war das Wichtigste.

Wer Schuhe hatte, der kam besser voran. Wer zurückfiel, wurde mit Prügeln vorwärts getrieben, wer nicht mehr hoch kam, der...

Ich rannte und rannte, aber ich fiel immer mehr zurück, ich bekam keine Luft mehr, ich fürchtete zu ersticken. Die Kinder hinter mir sahen den Abstand sich vergrößern und begannen in Angst und Wut zu schreien, mich mit Rufen anzutreiben.

Aber ich hatte keine Schuhe, und meine Fußlappen gaben keinen Halt. Einer löste sich, und es geschah: Ich stolperte, glitt aus und rutschte neben den Pfad.

Der Pfad war erhöht. Ich rollte etwas die Böschung hinunter und versank immer mehr im weichen Schnee. Krampfhaft versuchte ich mich wieder hochzuziehen, vergebens.

Die Kolonne stand still.

Ins helle Kreischen meiner Kameraden mischte sich tiefes Männerbrüllen. Dann hörte ich ein Geräusch.

Ich hob den Kopf und sah direkt in eine schwarze Stiefelspitze, die auf mein Gesicht zielte. Ich war schnell genug, mich wegzudrehen, und sie traf nur meinen Hinterkopf. Der Schlag hob mich hoch und warf mich quer auf den Pfad.

Zwei größere Kinder, die vor mir gelaufen waren, kamen zurück, packten meine Arme und schleiften mich hinter sich her, angetrieben von braungrünen Uniformen.

Meine Schuhe, meine Schuhe, dachte ich verzweifelt.

Draußen lärmten die Kinder. Ich griff an meinen Hinterkopf und betastete das große Überbein, das sich damals durch den Schlag dort gebildet hatte.

Ich überlegte fieberhaft.

Ich muß Lappen finden. Lappen für meine Füße. Immer noch besser mit Lappen als nur mit Strümpfen in den Schnee!

Ich rannte zum Putzraum.

Hier lagen Lappen. Viele, ohne Löcher, große, dicke und warme. Ich nahm die ersten besten und wickelte sie um Füße und Waden, so wie ich es von Jankl gelernt hatte in der großen Baracke. Nach kurzem Suchen fand ich Schnüre, um alles festzubinden. Ich atmete erleichtert auf. So schnell ich konnte, rannte ich die Treppe hinunter.

»Da! Er kommt!« rief einer der Wartenden.

Ich trat ins Freie. Das Stimmengewirr brach plötzlich ab. Unheimliche Stille schlug mir entgegen. Ein stummer Halbkreis bildete sich. Mit offenen Mündern standen sie da und glotzten mich an.

Erstarrt blieb ich stehen und begriff nicht. Irgend etwas stimmte hier nicht. Und auf einmal, wie auf ein Kommando, brachen sie in ein tosendes Hohngelächter aus, giftig und böse. Die Kinder zeigten auf mich. Sie brüllten und kreischten und hielten sich die Bäuche. Ich stand sprachlos und verstand noch immer nicht.

Was war denn geschehen? Warum stießen diese Kinder mich plötzlich aus und verlachten mich so hemmungslos?

Angst packte mich ob der tobenden Meute, ich biß auf die Zähne und rannte ins Haus zurück. Atemlos erreichte ich meinen Schlafplatz, kroch unter die Decke und horchte gespannt, ob man mir folgen würde.

Erst nach einer Weile hörte ich einzelne Schritte, aber sie klangen ruhig und nicht nach Verfolgung. Ich blickte hervor. Eine der älteren Kinderschwestern, sie hatte weißes Haar, kam lächelnd auf mich zu. Sie hob die Decke und sagte ruhig:

»Es ist nichts, ...nichts. Nur... es sind deine Füße... hier ist man dies nicht gewohnt.«

Sie schien zu verstehen. Endlich jemand, der verstand! Sie nahm mich bei der Hand und führte mich in den Wäschetrockenraum.

»Schau«, sagte sie, »hier sind deine Schuhe. Warum hast du nicht gefragt? Sie waren vom gestrigen Spaziergang so naß, daß ich sie hierher zum Trocknen hingestellt habe.«

Der Neue

Eines Tages wurden zwei neue Kinder ins Heim gebracht. Ich saß ihnen beim Frühstück gegenüber. Ich betrachtete sie neugierig und versuchte zu lauschen, was sie miteinander sprachen.

Sie sprachen ein Gemisch von Jiddisch und Polnisch.

Ich erschrak und bekam eine Gänsehaut. Ich begann zu schwitzen. Angst zog meinen Bauch zusammen. Ich starrte sie an.

Habe ich die nicht schon einmal gesehen im wirren Kinderhaufen im Halbdunkel der Großen Baracke?

Nein!, sagte ich zu mir, aber ich war mir nicht sicher.

Mein Tischnachbar kniff mich in die Seite und fragte etwas.

Ich schwieg und biß auf die Lippen:

Nur nicht sprechen jetzt! Sie dürfen meine Stimme nicht hören. Sie könnten mich an meiner Stimme erkennen! Ja, wenn sie mich erkennen und erzählen, woher ich komme, dann ist alles verloren! Entweder sie töten mich selber, aus Rache, oder sie werden mich an eine der grauen Uniformfrauen in Polen verraten, und diese werden kommen und mich abholen, um mich ins Feuer zu werfen!

Es hämmerte in meinem Kopf.

Ich versuchte klarer zu denken, doch die Angst kroch höher.

Ohne Frühstück und ohne Antwort an meinen Nachbarn lief ich in den leeren Schlafsaal zurück, warf mich auf mein Bett und biß ins Kissen, um nicht zu schreien. Panik griff nach mir.

Unwiderstehlich und mit Gewalt zwang sich wieder die Erinnerung an den Neuen in der Großen Baracke in meinen Kopf. Sie zwang mich, reglos zu liegen, und ich mußte

zum tausendsten Male mit ansehen, was sich vor der Großen Baracke mit dem Neuen zugetragen hatte, was meine Schuld, was mein Verbrechen war.

Zu Beginn sorgte niemand in der Großen Baracke für Ordnung und Sauberkeit. Wir waren meist allein — hundert, hundertfünfzig, vielleicht zweihundert Kinder. Es gab damals noch keinen Zählappell.

Die meisten Kinder waren älter als ich. Wenn wir lange Zeit nicht ins Freie gelassen wurden, waren wir gezwungen, unsere Notdurft im langen Gang zwischen den zweistöckigen Holzgestellen zu verrichten. Niemand kümmerte sich, niemand reinigte, bis der Kot knöcheltief war.

Der Hunger quälte, schlimmer noch der Durst. Auch die steinernen Waschtröge blieben lange leer. Dann kamen jeden Tag einmal ein paar Frauen in abgerissenen Kleidern und Lumpen aus der Nachbarbaracke vor unser Tor, und sie brachten uns Wasser in Kübeln, obgleich dies verboten war. So konnten wir unsere Becher wenigstens einmal am Tag füllen, aber manchmal reichte es nur für einen halben. Am schlimmsten aber war in diesen Tagen der Gestank. Oft glaubte ich zu ersticken.

Einmal mußte ich von meiner Pritsche, und ich versank bis zu den Waden im Kot. Ich war entsetzt, ich japste und würgte. Das Weinen war mir zuvorderst.

»Wus schreist? Hör auf zu jammern!« sagte ein älterer Knabe energisch zu mir.

Er schien schon sehr erfahren und schon länger an diesem Ort.

Es war Jankl.

Ich glaube, ich sah ihn damals zum ersten Male. Er war so etwas wie ein Anführer, den man fragen konnte, der half und der uns viele Tricks lehrte. Er wurde mein Freund,

mein Ratgeber, mein Beschützer. Er wußte, wie und wo man Essen stehlen konnte, und er teilte mit mir. Jankl blickte mich an:

»Wenn du im Dreck stehst, ist es wärmer. Dann erfrieren deine Füße nicht so schnell!«

Ich bewunderte seine Weisheit, schwieg und kämpfte gegen den Ekel.

Dann, irgendwann einmal, wurden wir alle ins Freie getrieben. Es war nicht mehr so kalt. Der Boden taute und verlor seine Festigkeit. Die Große Baracke wurde mit Wassereimern gereinigt von gesichtslosen, zerlumpten grauen Gestalten, die pausenlos mit den vollen Eimern hinein und mit den leeren Eimern wieder heraus rannten. Nur an ihre seltsamen Umrisse kann ich mich erinnern. Gegen Abend hatte das dauernde Rennen endlich ein Ende. Die Große Baracke war sauber.

Doch das Glück dauerte nicht lange. Eine neue Barackenordnung wurde eingeführt; neue Spielregeln, die nur überlebte, wer schnell lernte.

Am Tage mußte man für die Notdurft nach draußen gehen, jedoch nur, wer weit genug laufen konnte, bis zum Latrinengraben in der Nähe des großen Zauns. Wir wußten bald, was dem geschehen konnte, der den Graben nicht rechtzeitig erreichte.

Für immer hat sich mir das Bild jener zwei Knaben vor dem Barackentor in mein Gehirn gebrannt:

Sie durften die Baracke nicht mehr betreten. Sie sollten uns eine Warnung sein. Gekrümmt, sich windend und unablässig schreiend knieten sie im Dreck. Entsetzt blickte ich auf ihre rot zertropften Hosen.

Die größeren Kinder erzählten:

Auf dem Weg zur Latrine hätten sie ihr Wasser nicht mehr halten können. Zwei Blockowas hätten sie erwischt, als sie hinter einer Baracke an die Wand gepinkelt hätten. Zur

Strafe habe man ihnen von vorne Stäbchen in den Pimmel gesteckt, so tief es nur ging. Einige sagten, die Stäbchen seien aus Glas gewesen. Dann hätten die Blockowas darauf geschlagen und die Stäbchen seien zerbrochen und könnten nicht mehr herausgezogen werden. Die Blockowas hätten sehr gelacht und großes Vergnügen dabei gehabt.

»Nun schreien sie und pinkeln nur noch Blut!« sagte einer.

Am Abend wimmerten sie noch, und dann hat man sie weggebracht.

Nachts jedoch durfte niemand hinaus zur Latrine.

So wurden die Nächte noch mehr zum Schrecken für alle als der Tag. Denn die Ordnung sah vor, daß abends im Mittelgang der Großen Baracke ein einzelner metallener Kübel aufgestellt wurde. Aber er war viel zu klein für uns alle. Nach kurzer Zeit war er voll.

Eine mächtige Blockowa bewachte den Kübel. Sie hatte eine ähnliche Uniform wie die, die mich vom Bauernhaus hierher gebracht hatte und es war die gleiche Uniform, die mich zu meiner Mutter gebracht hatte, nur viel schmutziger und ohne die glänzenden Knöpfe. Auch sie hatte immer eine Schiffchenmütze auf dem Kopf, und wir wußten: Immer, wenn sie die Mütze nach vorne schob, dann war sie am gefährlichsten.

Stand nachts ein Kind auf und ging zum Kübel, leuchtete ihre Taschenlampe auf. Wehe demjenigen, der im Dunkeln den Kübel als erster zum Überlaufen brachte, oder ihn gar umstieß. Er wurde gepackt, unter schrecklichem Geschrei den Gang entlanggeschleift und nach draußen verbracht. Keiner von denen kam je zurück. Aber die Uniform ließ uns für den Rest der Nacht allein. Dann wußten alle, wir durften nicht mehr hin, und es sollte völlige Ruhe herrschen.

Die Stille, die darauf folgte, war unheimlich, und die Qual war groß, denn viele hatten Durchfall.

Er war bleich, schmal und sehr scheu und fand sich noch nicht zurecht, der Neue, den sie am Tage gebracht hatten.

Er erhielt seinen Schlafplatz auf der anderen Seite des Mittelganges, mir schräg gegenüber. Wir schliefen damals zu viert oder zu fünft in einem Pritschenabteil auf zerrissenen Säcken, aus denen Stroh und Ungeziefer quoll. Wir hatten eine Decke, und jeder versuchte, möglichst viel davon auf sich zu ziehen.

Schon in der ersten Nacht begann der Neue zu stöhnen, erst leise, dann immer lauter, zwischendurch schrie er. Er wollte zum Kübel, aber der Kübel war schon weggeräumt, und er hatte die strenge Anweisung wohl begriffen. Er klagte immer lauter über seinen schmerzenden Bauch.

»Was soll ich tun? Ich muß zum Kübel, ich halte es nicht mehr aus!« rief er immer wieder.

»Ich kann nicht mehr! So helft mir doch, helft!«

Aber keiner antwortete. Keiner wußte Rat.

Wir verkrochen uns so tief wie möglich unter die Decken und versuchten, keinen Laut von uns zu geben. Wir zitterten, und die Angst war fürchterlich. Der Neue konnte uns alle ins Verderben stürzen mit seinem Schreien.

Wenn die Wärterinnen den Lärm hören, dann sind wir alle verloren, und am Morgen wird uns der Karren mit den Toten holen!, dachte ich.

Nun schrie er wieder, und ich hielt mir die Ohren zu. Es half nichts. Es war mir, als wollte mein Herz aus dem Körper springen.

»So helft mir doch! Was soll ich tun?« kreischte der Neue so laut wie nie zuvor.

Dann blieb er einen Moment still.

Die plötzliche Stille aber war so schrecklich wie sein Geschrei zuvor — ich horchte und glaubte Schritte zu hören, die sich der Baracke näherten. Panische Angst überkam mich.

Noch immer antwortete keiner dem Neuen.

»Dann mach eben ins Stroh, dort wo du bist!« sagte auf einmal eine laute Stimme.

Erst war ich verblüfft und dann zuckte ich zusammen: War das eben nicht meine eigene Stimme, die ich gehört hatte? — Ja, doch!

Mit Schrecken erkannte ich, daß ich laut, sehr laut gesagt hatte, was ich nur denken wollte.

Alle lauschten gespannt. Die Schritte entfernten sich. Der Neue wimmerte leise. Aber es klang nicht mehr nach Schmerz, es klang nach Erleichterung und nach Erschöpfung, und bald darauf schliefen wir ein.

Es war früh am Morgen, es dämmerte erst. Wir standen schon in einer langen Doppelreihe draußen auf dem morastigen Vorplatz, vielleicht um gezählt zu werden. Wir standen und sollten uns nicht bewegen. Ewigkeit um Ewigkeit dauerte es, die Baracke wurde scheinbar durchsucht.

Wir blickten uns an.

Weit vorne, genau gegenüber, kaum erkennbar, waren die Umrisse einer Blockowa oder einer grauen SS-Helferin zu sehen, daneben, groß, drohend und in Stiefeln eine schwarze Uniform.

Langsam erhob sich die Sonne hinter den Dächern der Blocks am anderen Ende des Platzes. Sie schien uns genau ins Gesicht. Es schmerzte in den Augen: Wir waren das helle Licht nicht gewohnt. Doch keiner wagte es, sich wegzudrehen.

Hinter uns knarrte und keuchte es.

Nicht umdrehen, dachte ich, sie bringen den Karren, der die Toten sammelt.

Der Karren kam jeden Morgen.

Wieder warten.

Dann, auf einmal schnelle Schritte, die sich von unserer Baracke her näherten. Sie gingen auf die schwarze Uniform zu. Nach einer Sekunde erwartungsvoller Stille ein grausiges Gebrüll:

»Wer hat heute Nacht das Stroh verdreckt? Das Schwein soll sich melden — wer?«

Stille.

Ich begann zu schwitzen. Alles wartete. Meine Brust begann zu schmerzen, ich konnte kaum atmen vor Angst. Ich ahnte, was jetzt geschehen würde.

Ich überlegte:

Soll ich mich melden? Mich schützend vor den Neuen stellen? Soll ich es sagen? Ja, ich müßte eigentlich sagen, daß ich der Urheber war.

Ich stand wie erstarrt, ich meldete mich nicht, ich trat nicht vor, und verzweifelt spürte ich, wie meine Angst und meine Feigheit siegten.

»Wer?« brüllte es erneut aus dem Gegenlicht, »wer war das Schwein?«

Langsam löste sich eine kleine Gestalt aus unseren Reihen, es war der Neue.

Mit gesenktem Kopf, halb gebückt, mit schlaff baumelnden Armen, schlurfte er auf die graue und die schwarze Uniform zu. Der Weg schien unsäglich weit zu sein, und es schien unsäglich lange zu dauern.

Endlich stand er vor ihnen still. Ich konnte ihn kaum mehr erkennen. Die Sonne stieg und die Augen schmerzten.

Der Neue war nur noch ein Schatten, der im schwarzen Umriß der Uniformierten verschmolz.

Soll ich mich jetzt melden? Ich kann es noch immer tun. Noch ist es nicht zu spät! Ich könnte sagen, daß ich der Anstifter, daß der Neue unschuldig war?

Ich zitterte. Ich wußte, es war der allerletzte Moment, den Neuen zu retten.

Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?

Der Moment verstrich. Ich rang nach Luft.

Eine neue Angst ergriff mich:

Der Neue kann mich jetzt verraten. Er kann sagen: Der war's, der mich angestiftet hat. Wie lange wird er durchhalten, bis er spricht?

Angst und schlechtes Gewissen würgten mir den Atem ab. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich wollte im morastigen Boden versinken, unsichtbar werden. Ich versuchte mich nach hinten aus der Reihe zu scharren, mit bloßen Füßen, immer tiefer in den Schlamm.

Ich will im Schlamm versinken! Ich will versinken für alle Zeiten!

Aber es ging nicht.

»Stoj!« brüllte es hinter mir.

Und schon stand ich wieder in der Reihe.

Es war ein Braungrüner, vielleicht ein Ukrainer, ein Gehilfe der schwarzen Uniformen. Sie kamen oft zusammen. Der Ukrainer trat vor. Er musterte uns böse, während er die Reihe abschrift.

Ich lauschte nach vorne, aber ich konnte nichts hören. Ich blickte angestrengt. Ich zitterte. Ich konnte nur Schatten sehen. Sie standen direkt vor der nun voll aufgegangenen Sonne, und die Augen brannten und tränkten.

Der Ukrainer wandte sich ab und tauchte in den dunklen Klumpen der Uniformierten im Gegenlicht.

Wir warteten. Die Gruppe schien sich zu beraten.

Ob der Neue mich schon verraten hat? Spricht er schon mit den Uniformen?

Ich lauschte — nichts — Stille.

Bewegung kam in die Gruppe vor uns, und schließlich vernahmen wir ein heiser gebelltes »Jawoll!« des Ukrainers.

Wieder Stille. Wir warteten reglos. Dann ein knöchernes Knacken, dann harte Schritte und ein Schleifen, das sich in Richtung der hinteren Blocks entfernte. Ich sah nichts, ich konnte nichts erkennen im Gegenlicht. Die entzündeten Augen träneten weiter.

Ich lauschte. Nur ein klatschendes Geräusch war zu hören, als sie den Getöteten auf den Karren warfen.

Wieder einen Augenblick der Stille, dann das Knarren von Rädern.

Keiner von uns gab einen Laut, nur das Schlurfen unserer Füße war zu hören, als wir in die Baracke zurückgingen.

Ich bin schuld, ich bin ein Mörder! Ohne mich wäre es nicht geschehen! Und an meiner Stimme werden sie mich erkennen!

Der Gedanke traf mich wie ein Schlag:

Es war ja dunkel gewesen in der Baracke, als ich die verhängnisvollen Worte gesprochen hatte, keines der Kinder hatte mich gesehen, aber alle hatten mich gehört!

Sie werden Rache nehmen, wenn sie mich an meiner Stimme erkennen!, dachte ich erneut.

Oh, wenn sie meine Stimme erkennen!—Sie werden mich verraten für einen Napf voll Suppe oder einen Becher Wasser. Keiner darf mehr meine Stimme hören, keiner — nur nicht mehr sprechen! Nur schweigen, schweigen. Ich bin ein Feigling! Ich bin ein Mörder! Ich habe den Neuen getötet. Ich habe Angst, entdeckt zu werden. Ich darf nie mehr sprechen! Ich werde ein Ausgestoßener sein, und dies zu Recht. Ich habe ihn ausgeliefert! Ich habe Angst vor der Rache!

Ich wußte: Auch die Rache der Kinder konnte grausam sein.

Ich kroch ins Dunkel meiner Pritsche. Ich fühlte das Unwiderrufliche meiner Tat und die Untilgbarkeit meiner Schuld.

Blitzschnell war die Erinnerung an mir vorbeigezogen. Ich schob das zerrissene Kopfkissen beiseite und überlegte. Im Haus war alles ruhig.

Kamen die beiden polnischen Neuankömmlinge, um mich zu suchen? Konnten sie mich überhaupt erkennen? Nein! Oder doch?

Wenn sie meine Stimme nicht hören, bin ich noch in Sicherheit. Aber ich darf nicht auffallen. Sie dürfen nicht erfahren, daß auch ich aus Polen komme, aus dem Lager, aus der Großen Baracke. Niemand darf es erfahren!

Und ich entwarf viele Pläne, wie ich ihnen aus dem Wege gehen wollte.

Schon nach einigen Tagen aber reisten sie wieder weg. Ich atmete auf. Aber ich mußte wachsam bleiben.

Die Strafe für das zerrissene Kopfkissen nahm ich ohne Widerspruch hin, es sollte niemand gefährliche Fragen stellen.

Die weiteren Tage und Wochen im Kinderheim waren ruhig. Ich saß meist allein, ich mochte die Spiele der anderen nicht spielen. So hatte ich viel Zeit nachzudenken.

Immer und immer wieder ging ich in Gedanken durch all meine Erinnerungen. Ich wollte nichts verlieren, nichts vergessen, denn ich wollte fliehen von hier, ich wollte zurück, irgendwie. Ich dachte, ich würde den Weg nur finden, wenn ich mich genau erinnerte, an jeden Ort, an jede Straße, an jedes Haus und jede Baracke.

Dann verglich ich die Welt, aus der ich kam, mit der Welt, in die mich Frau Grosz gebracht hatte — Frau Grosz, die mich betrogen, heimlich verlassen, mich hierher ausgeliefert hatte.

So sehr ich mich mühte, ich brachte diese Welten nicht zusammen. Vergeblich suchte ich nach einem Faden, an dem ich anknüpfen konnte.

Ich konnte der unerträglichen, fremden Gegenwart nur entfliehen, indem ich in die Welt und zu den Bildern meiner Vergangenheit zurückkehrte. Zwar war sie mir fast ebenso unerträglich, aber sie war mir vertraut, ich kannte wenigstens ihre Regeln.

Die Knochen

Es war schon Abend und es war bitter kalt in der Baracke. Ich lag auf meiner Pritsche — zu viert lagen wir da, eng, um uns zu wärmen. Fast zuvorderst waren wir, nahe am Eingang. Wir schliefen kaum, da näherten sich Schritte vor dem Tor, es öffnete sich, und eisiger Wind blies herein. Eine Gestalt war zu sehen. Hastig warf sie zwei schwere Bündel hinein. Das Tor wurde wieder geschlossen.

Es war nicht zu erkennen, wer die Bündel zu uns geworfen hatte, eine Uniformierte, eine Blockowa oder einfach eine Häftlingsfrau aus der Nachbarbaracke.

Nun lehnten die Bündel am Boden gegen unser Pritschent Brett. Vorsichtig blickte ich über den Rand hinab. Die Bündel bewegten sich, zwei Köpfe, zwei weiße Gesichter waren zu erkennen, riesige dunkle Augen. Winzige Kinder waren es, Zähne hatten sie schon, aber sprechen konnten sie nicht.

Sollen sie bei uns schlafen? Hier auf dem Boden? Noch nie habe ich so kleine Kinder von nahem gesehen!

Ich überlegte.

Die Pritschen waren übervoll.

Vielleicht morgen, da wird man ihnen einen Schlafplatz zuweisen, dachte ich, und ich beobachtete sie weiter.

Wieder bewegten sie sich. Sie hoben die dünnen Ärmchen aus den Lumpen und ich erschrak. Sie waren weiß wie ihre Gesichter, nur die Hände, besonders die Finger, die waren schwarz, und Nägel konnte ich keine erkennen.

»Erfroren!« flüsterte Jankl neben mir.

Sachte stupsten wir sie an — sie reagierten nicht. Sie lutschten an den schwarzen Fingern, vielleicht um sie zu wärmen, so dachte ich, und ihr Blick aus großen Augen schien starr in weiter Ferne irgend etwas zu suchen.

Ich erwachte, als es hell wurde. Ich arbeitete mich zum Rand der Pritsche vor und blickte hinunter: Sie waren noch da, genau so wie am Abend, als hätten sie sich nie bewegt. Ich lehnte mich weiter nach vorne, und zweifelte an dem, was ich sah:

Beide hielten starr ihre Hände vor dem Gesicht, vor den glasigen, halb geöffneten Augen. Aber nein! Das waren doch keine richtigen Hände! Was ich sah, konnte ich mit nichts verbinden, das ich kannte.

Ihre Hände waren noch schwarz wie am Abend zuvor, aber die Finger! Diese Finger waren nun weiß, schneeweiß. Doch es waren keine richtigen Finger. Was ich sah, waren winzige weiße Stäbchen, wie zerbrochen, jedes in eine andere Richtung zeigend.

Aufgeregt zog ich Jankl am Arm.

»Was ist das? Jankl, schau, die Hände!« rief ich, und Jankl blickte lange über den Rand des Brettes.

»Knochen!« sagte er dann, »nur Knochen, so siehst du inwendig aus, auch du hast solche Kochen, überall, wo es hart ist. Sie halten dich zusammen, man darf sie nur nicht brechen.«

Ich befühlte meinen Körper, meine Hände, meine Arme, meine Knie. Ich betastete das Harte und ich konnte mir zum ersten Mal vorstellen, wie meine Knochen aussehen. Ich hatte das erhabene Gefühl, eine große Entdeckung gemacht zu haben.

»Aber, aber warum sind bei denen die Knochen draußen — mich hält doch Haut zusammen? Sind sie krank?« fragte ich, und ich wurde ängstlich.

Etwas schien nicht in Ordnung zu sein. Jankl hatte mir noch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Jankl kaute an seinen Lippen.

»Sind sie krank?« wiederholte ich, und Jankl sagte:

»Ja — die Krankheit heißt Hunger. Erfrorene Finger

schmerzen nicht — sie haben in der Nacht ihre Finger bis auf die Knochen abgenagt, aber jetzt sind sie tot.«
Jankl hatte ruhig und leise gesprochen, aber zum ersten Male seit wir zusammen waren, hörte ich in seiner Stimme Trauer und Bitterkeit, und als ich ihn verwundert anblickte, sah ich, daß er weinte.

Jankl

Jankl war gut.

Jankl verdanke ich alles. Und wenn ich das sage, meine ich dies wörtlich! Jankl verdanke ich mein Leben.

Ein ganzes Buch sollte ich schreiben, ihn zu ehren, und nicht ein so jämmerlich kleines Kapitel. Ich schäme mich, denn zu wenig ist in meinem Gedächtnis geblieben.

Was unsere Freundschaft begründete, in der Großen Baracke — auch das weiß ich nicht mehr.

Jankl war schon groß, zwölf vielleicht. Für mich war er schon erwachsen. Er war immer da, wenn ich ihn brauchte. Er beschützte mich, er gab mir Ratschläge, er lehrte mich vieles, er warnte mich vor Gefahr.

Er zeigte geduldig, wie man einen Knoten macht, und daß dies wichtig sei.

Als es kalt wurde, umwickelte er geübt meine nackten Füße und Waden mit Stoffetzen. Keiner wußte, woher er die hatte.

»Und nun mach den Knoten selber!« sagte er dann.

Es gelang erst nach vielen Versuchen, doch er blieb geduldig, zeigte es mir wieder und wieder.

Er erinnerte mich an Motti.

Jankl sprach nicht viel. Er wußte wohl, ich verstand ohnehin kaum seinen eigenartigen Dialekt. So unterrichtete er mich meist stumm, nur mit Gesten oder dem Blick seiner Augen.

Manchmal verschwand er für längere Zeit, und jedesmal wenn er zurückkehrte, nahm er mich zu meiner Schlafstelle und löste vorsichtig die Schnüre, mit denen er seine Hosenbeine um die Knöchel gebunden hatte. Und alsbald lagen die unglaublichsten Dinge zwischen seinen Füßen: Frische Kartoffelschalen, manchmal sogar ein

ganze oder eine halbe Kartoffel, manchmal ein riesiges Kohlblatt.

Er teilte alles sorgfältig, langsam und lautlos. Dann schob er mir jeweils eine Hälfte zu, wobei er mich anschaute, verschmitzt lächelte und nickte.

»Ich kenne alle Plätze!« sagte er einmal, und fuhr fort:

»Nur nicht erwischen lassen, sonst...«, und er machte mit den Händen eine schraubende Bewegung um seinen Hals und verdrehte die Augen.

Ich verstand.

Er lehrte mich, nicht alles sogleich zu essen, sondern, wenn immer möglich, das Essen über den ganzen Tag oder eine ganze Woche zu verteilen.

Er lehrte mich, die Vorräte zu verstecken und zu bewachen.

Er lehrte mich, den Uniformen auszuweichen und zeigte mir, welches die gefährlichsten seien.

Er lehrte mich, wenn nötig, im richtigen Augenblick davonzurennen, doch nur auf sein Zeichen hin — und immer allein, nicht in die Richtung, in die alle liefen, und dabei nicht zu schreien wie die anderen Kinder.

Eines Tages aber kam Jankl nicht zurück.

Nach langem Warten sah ich draußen eine aufgeregte Menge von Kindern. Ich näherte mich langsam. Etwas mußte geschehen sein, ich hatte Angst, doch die Neugier trieb mich näher. Die Kinder standen im Halbkreis, und ich sah, wie sie wild durcheinanderschrien — ja, ich sah es, aber zu meinem Erstaunen hörte ich keinen Laut — nur Totenstille.

Was ist geschehen, warum kann ich nichts hören? Wo sind meine Ohren — ich habe meine Ohren verloren!, dachte ich.

Ich ging noch näher.

In der Mitte des Halbkreises stand ein Erwachsener,

hemdsärmelig, aber Stiefel hatte er. Der Hemdsärmelige schien in äußerstem Zorn zu brüllen und zeigte auf einen Jungen am Rande des Halbkreises — und ich erkannte Jankl!

Panik ergriff mich, obgleich ich nicht wußte, woher Gefahr drohte.

Jankl renn, Jankl renn weg!, wollte ich schreien, doch kein Ton kam aus meinem Hals und kein Ton konnte mein Ohr erreichen.

Stumm und taub und wie erstarrt stand ich da und schaute nur hin:

Jankl stand aufrecht, die Füße geschlossen, Arme und Hände gestreckt, fest an die Seiten gepreßt, wie ein Soldat. Unbeweglich stand er, wie versteinert und dann — dann kippte er langsam nach vorn, steif, so wie er gestanden hatte, ohne einzuknicken, ohne die Arme zu heben, ohne den Fall zu bremsen. Lange, unendlich lange war der Sturz.

Als sein Gesicht aufschlug im Schlamm, der gewaltig spritzte, da entfernte sich der gestiefelte Hemdsärmelige, und die Kinder zerstreuten sich.

Jankl lag noch da, ruhig, ohne jede Bewegung.

Ich ging auf den Boden, kroch zu ihm hin, und ich sah sein Gesicht versinken im Schlamm, langsam, tiefer und tiefer, bis nur noch Ohren und Hinterkopf zu sehen waren.

Ich wartete und starrte hin.

Warum atmest du nicht? Du muß doch atmen, und dann wird eine Blase aus dem Schlamm steigen und blubb machen, und dann muß du den Kopf heben, um wieder einzuatmen!, dachte ich angstvoll.

Ich wollte ihn berühren, ihn anfassen, an seinem Arm ziehen — ob ich es tat, ich weiß es nicht mehr.

Ich wartete und wartete — kein Blubb kam, nichts regte sich, die Ohren waren jetzt auch nicht mehr zu sehen, nur

noch ein kleiner Teil seines kahlgeschorenen Hinterkopfes ragte aus dem Schlamm.

Zwei größere Kinder stießen mich von hinten, ich blickte mich um. Sie redeten scheinbar aufgeregt auf mich ein, aber ich konnte noch immer nichts hören. Ich war taub. So packten sie mich unter den Armen und schleiften mich rücklings über den Platz.

Ich blickte Jankl nach, wie er immer kleiner wurde und schließlich aussah wie jeder andere kleine Hügel zwischen den Schlammflächen. Und als ich in die Baracke gezogen wurde, konnte ich ihn schon nicht mehr erkennen.

Das Spiel

Ich weiß nicht mehr, wo es war und wann. Aber es war einer der wenigen Tage, an denen wir Kinder aus der Baracke ins Freie durften. Wir sprangen umher, einige krochen am Boden, andere lagen einfach da, wärmten sich an der Sonne. Dazwischen ein mächtiger, stiernackiger Kerl, der langsam seine Uniformjacke auszog. Noch nie hatte ich so dicke, starke Arme gesehen. Ich staunte.

Auf einmal sehe ich einen Gegenstand, den die Kinder in die Höhe werfen. Es sieht aus wie ein Ball, nur scheint das Ding viel schwerer zu sein — eine Holzkugel vielleicht. Ich sehe, sie rollt zwischen den Kindern durch, alle rennen, sie aufzuheben, und sie werfen sie erneut in die Höhe. Der Stiernackige schaut zu, seine nackten Arme verschränkt. Auch ich renne hinter der Kugel her, auch ich möchte einmal werfen.

Die Kugel rollt dem Stiernackigen vor die Füße. Einen Augenblick erstarrt das Spiel, auch ich schaue gebannt.

Was wird er tun?, denke ich.

Mit dem Stiefel stößt er die Kugel weg. Sie rollt zwischen den anderen hindurch, und nun schubst ein Mutiger sie dem Stiernackigen wieder hin, und er schubst die Kugel wieder zurück.

Der Bann ist gebrochen.

Ja, er spielt mit uns! Und solange er spielt, wird er uns nichts tun!, so denke ich.

So geht es einige Male hin und her. Wir verlieren die Scheu, und auch ich nähere mich immer mehr dem Stiernackigen. Ich möchte auch die Kugel erwischen. Ich stehe mit einigen anderen schon ganz nahe bei ihm, und wir

wollen die Kugel fangen. Doch er ist schneller. Er hebt die Kugel in die Höhe. Wir strecken die Arme und hüpfen und springen. Doch keiner kann die Kugel erreichen.

Ich blicke den Knaben an, den kleinen, der neben mir hüpfte, wie er die Arme streckt und ruft:

»Mir, mir, gib mir!« und wie er seinen Kopf nach oben reckt, um die Kugel in der erhobenen Hand des Stiernackigen zu sehen.

Wie besessen ist der Kleine.

Da sehe ich den riesigen, dicken Arm, wie er noch weiter in die Höhe geht mit der Kugel. Ich sehe, wie er ausholt, der Arm, ich blicke in das plötzlich verzerrte Gesicht des Stiernackigen. Und ich sehe, wie der Arm niedersaust, mit mächtigem Schwung.

Ich höre ein eigenartiges Togg — und lautlos sinkt jemand neben mir zu Boden.

Entsetzt, ungläubig starre ich den Kleinen an.

Sein Gesicht liegt in der Sonne, es ist schneeweiß, kein Blut ist zu sehen — ich wundere mich. Aber seine Stirn ist eingedrückt, zeigt eine tiefe Höhlung — genau die Größe der Kugel.

Ich starre hin — noch immer kein Blut, aber ich weiß, der Kleine ist tot.

Eine rasende, verzweifelte Wut packt mich, ich kann nichts mehr denken.

Töte ihn! Töte ihn!, schreit es in mir, und ich sehe nahe über mir den gesenkten Arm des Stiernackigen und sein befriedigt grinsendes Gesicht.

Mach es wie die Hunde..., wie die Hunde! Töte ihn!, höre ich erneut eine laute Stimme in mir.

Ja, ja, denke ich, jetzt bin ich ein Hund, ein Wolf!

Ich strecke meine Hände und springe empor. Ich fasse den nackten Unterarm, reiße die Kiefer auf und beiße zu mit äußerster Kraft.

Noch mehr, noch tiefer! Du mußt ihn töten!, denke ich, und meine Kiefer mahlen, was sie können.

Dann will ich loslassen, die Flucht ergreifen.

Ich öffne die Hände, will mich fallen lassen, aber meine Kiefer lösen sich nicht, sie sind wie verklemmt. Sie mahlen weiter, sie gehorchen mir nicht. So baumele ich an den Zähnen an diesem Arm, der mich hochhebt mit Wucht, und der wieder abwärts fährt, der mich davonträgt, begleitet von ohrenbetäubendem Gebrüll.

Blut und Speichel rinnen an mir herunter, und mein Magen beginnt sich zu drehen.

Meine Erinnerung erlischt, als ich hart mit dem Rücken gegen etwas stoße.

Wie ich davongekommen bin, weiß ich nicht mehr. Möglich, daß der Stiernackige mich schon tot wähnte, als ich endlich zu Boden fiel.

Karola

Karola war etwas älter als ich. Ich erkannte sie, als wir uns im Krakauer Kinderheim wieder begegneten. Vor ihr brauchte ich mich nicht zu fürchten.

Von irgendwoher kannten wir uns. Von irgendeiner der vielen Baracken vielleicht, wir wußten es nicht genau und wir sprachen nie darüber.

Wir blickten uns nur an und wir wußten genug.

Nur einmal fragte ich sie, was geschehen war, als sie mit ihrer Mutter weggeführt wurde, und so erzählte sie mir:

Sie gingen schon in der Reihe derer, die aus den Baracken durchs Lager geführt wurden, Karola und ihre Mutter, von Uniformierten begleitet, ausgewählt zu sterben.

Der Weg war weit, die Kolonne kam nur stockend voran, an fremden Baracken vorbei, an Leichenhaufen, und wieder neuen Baracken und wieder Leichenhaufen.

Erneut mußte die Kolonne stehenbleiben. Auch Karola und ihre Mutter standen still und warteten.

Sie standen neben einem Haufen aufgeschichteter Toter. Die SS-Männer patrouillierten ungeduldig hin und her.

Und dann geschah das Unerhörte: Ein Uniformierter, ein junger Mensch, ging langsam auf die Mutter zu, musterte sie einen Moment, packte sie und warf sie mit einem kräftigen Schwung auf die Toten neben ihnen. Die Mutter hatte Karola fest an der Hand, und so wurde sie mitgerissen.

Da blieben sie liegen, reglos vor Angst, auf den kalten Leibern. Sie verstanden nicht, was geschehen war und weshalb, es ging so schnell. Aber sie verstanden, daß es nun einen Ausweg gab.

So blieben sie liegen, als falsche Tote, um nicht entdeckt zu werden, ohne sich zu bewegen, den ganzen Tag, bis in die

Nacht. In der Dunkelheit schlichen sie zurück und mischten sich wieder unter die noch Lebenden. Aber als falsche Lebende, gestrichen von den Listen, denn eigentlich sollten sie tot sein.

Es war schwer, denn weder als Tote noch als Lebende durften sie erkannt werden.

Später wurden Karola und ihre Mutter doch getrennt, und keiner wußte mehr vom anderen.

Jetzt suchte und fragte Karola überall.

Da waren wir nun zusammen in diesem Kinderheim in Kraków, zeitweise wenigstens. Ich weiß nicht mehr, ob ich dort auch wohnte, oder ob ich nur Tageskind war und dort nur zu Essen bekam und spielen durfte. Ich fürchtete mich vor den anderen Kindern, sie waren älter und spielten oft grausame und gefährliche Spiele. Sie ahmten die Uniformierten nach, sie übten offensichtlich das Erwachsensein.

Wenn das so ist, will ich nie erwachsen werden, dachte ich, und ich fand Schutz und Ruhe in Karolas Nähe.

Ich weiß nicht weshalb, aber nie wagte einer, sich ihr in böser Absicht zu nähern, nie war sie in Händel verstrickt, sie war unantastbar.

Viele Jahre später, wir waren schon erwachsen, haben wir uns wiedergetroffen, durch Zufall. Sie arbeitete als Übersetzerin, ich war Musiker geworden.

Karola hat auch ihre Mutter wiedergefunden und gemeinsam besuchten wir die schon alte Frau im Spital. Bald darauf starb sie.

Karola und ich trafen uns nun regelmäßig. Wir sprachen oft und lange, wir sprachen über die Gegenwart und meinten doch unsere Vergangenheit.

Wir beide lebten unter den Lebenden, aber doch nicht richtig dazugehörend — Tote eigentlich, auf einem illegalen Urlaub, nur irrtümlich am Leben Gebliebene.

Wir liebten uns auch, unsere Liebe nährte sich aus unserer Traurigkeit. Stets aber war sie begleitet von der Angst, das zu berühren, was uns eigentlich verband.

Und so mußte es kommen, daß wir uns wieder aus den Augen verloren.

Die Ratten

Ich sitze im regenaufgeweichten Lehm, nahe dem Barakentor und warte. Ich weiß nicht, worauf ich warte. Ich betrachte die kleinen Wasserrinnen. Zu beiden Seiten fließen sie an mir vorbei, auf seltsam gewundenen Pfaden durch den Schlamm, und vor mir fließen sie wieder zusammen, bilden eine größere Rinne. Sie schillert in den eigenartigsten Farben. Hin und wieder tauche ich meinen Zeigefinger hinein und beobachte, wie die Farbstränge ihre Bahnen ändern und bunte Wirbel formen.

Die Zeit ist etwas ruhiger, jetzt, wo die meisten anderen Kinder nicht mehr da sind. Ich weiß nicht, wo sie sind. Ich weiß nicht mehr, wo ich war, als sie weggebracht wurden.

Ich vermisse sie! Warum bin ich nicht mit ihnen gegangen? Jetzt sind nur wenige Kinder in der Baracke, und es sind andere Kinder, größere, kräftigere. Und ich glaube, es ist auch nicht mehr dieselbe Baracke.

Aber es ist doch derselbe Ort, dieselbe Umgebung, derselbe Gestank, derselbe Rauch in der Luft, der in den Augen brennt und sich ölig auf das Gesicht legt.

Noch immer steht dieselbe Fabrik oben am Hügel, außerhalb des Zaunes, mit dem großen Kamin, vielleicht etwas kleiner, etwas weiter weg, ich weiß es nicht.

Auf einmal sind viele Frauen da, Frauen, die nachts sterben, und dann kommen wieder andere, neue, und die sterben auch.

Und jeden Morgen werden die Toten an der Ecke jeder Baracke hingeworfen von denen, die in der nächsten Nacht sterben werden.

Und jeden Morgen kommt der Karren, von grauen, zerlumpten Menschen gezogen, von Erwachsenen ohne klare

Konturen. Sind es Männer oder Frauen? Ich kann es nicht erkennen. Sie werfen die toten Frauen auf den Karren und gehen weiter.

Aber heute ist der Karren nicht gekommen und auch gestern nicht. In wilden Verrenkungen liegen die Frauen noch immer da. Der Haufen ist höher als sonst. Sie liegen völlig nackt. Ich habe es ja gesehen, die Toten schenken ihre Kleider denen, die noch leben.

Die Blockowa, oder war es die Lagerserka, eilt an mir vorbei, ihre harten, hohen Stiefel spritzen mir den Schlamm ins Gesicht. Das tut sie immer, aber es ist nicht schlimm. Wir Kinder seien auch nur Dreck, sagt sie stets, da sei kein Unterschied.

So sitze ich hier, und weil keine anderen Kinder da sind, spiele ich weiter mit dem Dreck. Ich wühle manchmal darin, damit das farbig schillernde Wasser Seen bildet, und ich warte und beobachte, wohin es überlaufen wird, um einen neuen farbigen Kanal zu bilden.

Manchmal blicke ich zu den toten Frauen hinüber. Ältere Kinder haben erzählt, daß die kleinen Kinder in den Bäuchen der Frauen wachsen, bevor sie geboren werden, und ich überlege: Alle sagen stets, ich sei klein. Das muß heißen, daß ich auch in so einem Bauch gewachsen bin. Ich denke an meine Mutter, ich denke an das eine Mal, als die graue Uniform mich zu einer Frau gebracht und gesagt hat:

»Du kannst deine Mutter sehen!«

Ob alle Mütter sterben müssen, wenn sie Kinder geboren haben?

So muß es wohl sein, sonst würden nicht immer neue Kinder zu uns kommen und jede Nacht neue Frauen sterben.

Ich blicke wieder hinüber.

Etwas weckt meine Aufmerksamkeit, doch der Leichen-

berg liegt noch ruhig da, wie immer. Oder war da nicht doch eine Bewegung?

Seltsam, tote Frauen dürfen sich nicht bewegen!

Ich beobachte die Frau, die zuoberst liegt, über allen anderen. Leicht herunterhängend auf dem Rücken liegt sie, mit ausgebreiteten Armen, ihre Brüste hängen zur Seite, wie kleine Säcke über den Rippen, die alle weit abstehen. Ihr Bauch scheint gebläht.

Ob meine Mutter nun auch so liegt?

Es bewegt sich doch! Der Bauch bewegt sich! Ich wage nicht aufzustehen, und ich kann die Augen nicht mehr abwenden. Ungläubig staune ich. Auf den Knien rutsche ich vorsichtig näher. Was geht hier vor?

»Kinder bewegen sich im Bauch, dann weiß die Mutter, daß sie heraus wollen«, hat einmal ein älteres Mädchen in der Großen Baracke gesagt, damals, als wir noch alle beisammen waren.

Will nun ein Kind aus diesem Bauch heraus? Wie ist das möglich? Die Frau ist tot!

Ich rutsche näher, ich will es wissen.

Nun sehe ich den ganzen Bauch: In einer großen seitlichen Wunde bewegt sich etwas. Ich richte mich auf, um besser zu sehen. Ich recke meinen Kopf vor, und in diesem Augenblick öffnet sich blitzschnell die Wunde, die Bauchdecke hebt sich ab und eine riesige, blutverschmierte, glänzende Ratte huscht den Leichenberg hinab. Andere Ratten jagen aufgeschreckt aus dem Gewirr von Leibern und suchen das Weite.

Ich habe es gesehen, ich habe es gesehen! Die toten Frauen gebären Ratten!

Die Ratten! Die Todfeinde der kleinen Kinder im Lager. Die Ratten, die uns des Nachts überfallen, die qualvolle, unheilbare Wunden beißen, Wunden, die niemand heilen kann, und durch die die Kinder lebendig verfaulen!

»Mutter, Mamele, meine Mamele, was hast du getan!«
Ich reiße den Mund auf, ich will schreien, vor Schrecken,
vor Angst, doch kein Ton kommt aus dem Hals. Etwas
quetscht mir Kehle und Brust zusammen, und es gibt tief in
mir ein Geräusch, ein Klirren und ein Knirschen, als ob et-
was Zerbrechliches zertreten würde. Dann eine lange
Stille.

Nach einer Weile versuche ich aufzustehen. Ich weiß
nichts mehr. Ich habe alles vergessen. Ich bin mir selber ein
Fremder. Wer bin ich? Was bin ich?

Ich betaste immer wieder meine Beine. Ich löse die Lum-
pen von meinen Waden und befühle die Haut. Ist es Haut,
oder habe ich in Wirklichkeit ein graues Fell? Bin ich eine
Ratte oder ein Mensch? Ich bin doch ein Kind! Aber — ein
Menschenkind oder ein Rattenkind, oder kann man bei-
des sein?

Noch immer knie ich im Schlamm und starre auf die
Frauen, noch immer mit offenem Mund, und bringe die
Kiefer nicht zusammen.

Alles löst sich auf in mir, alles scheint zu zerfließen. Ich
zerfließe in die bunten schlammigen Kanäle, die Lager-
straße hinunter, irgendwohin, wo sie versickern, zusam-
men mit Blut und Kot.

Alle Zusammenhänge gehen mir verloren. Nichts ist mehr
an seinem Platz. Nichts hat mehr Gültigkeit.

Ist es so, wenn man stirbt? Sterbe ich jetzt?

Nicht einmal Gefühle sind mehr da. Ich spüre nicht, ob ich
atme, ich spüre den Hunger nicht mehr, nicht den Durst,
den allgegenwärtigen.

Ich bin nur noch ein Auge, das starr und stumpfsinnig auf-
nimmt, ohne weiterzugeben, was es sieht.

Nur kalt ist mir.

Viele Jahre später war ich dabei, als mein erster Sohn geboren wurde.

Langsam wurde als erstes das Halbrund des Kinderkopfes sichtbar. Es war mir, als Erstlingsvater, nicht bewußt, wie viele dunkle Haare ein Neugeborenes schon haben kann. Auf dieses behaarte Halbrund war ich nicht gefaßt. Ich konnte nur reglos hinstarren und hörte wieder, gleich einem Nachhall von früher, das Klirren und Knirschen in meiner Brust.

Ich muß wohl recht mitgenommen ausgesehen haben, als ich den Geburtssaal verließ. Ich schlich den langen Korridor entlang, vorbei am offenen Aufenthaltsraum der Schwestern, wo einige beim Kaffee saßen und mich neugierig musterten und kicherten.

Noch als ich ins Freie trat, klangen mir ihre unverhohlenen Kommentare in den Ohren:

Irgend etwas von Männern hatten sie verachtungsvoll gemurmelt und von Weichlingen, die nichts ertragen könnten.

Der Transport

Das morgendliche Stehen, Zählen und Rufen hatte länger gedauert als sonst. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, da befand ich mich schon in einer Gruppe, die auf Transport ging — so hörte ich sagen.

Ängstlich ob der ungewohnten Veränderung des Tages stand ich alsbald in einem Wagen, so dicht gedrängt, daß keine Bewegung, kein Blick nach außen möglich war. Ich weiß nicht einmal sicher, war es ein Lastwagen oder ein Eisenbahnwagen. Ein Taumel überkam mich, der mich kaum etwas erkennen ließ. Irgendwann bin ich wohl eingeschlafen.

Meine Erinnerung hat nur das Ende der Fahrt aufbewahrt, und auch das nur lückenhaft, verwirrend, in zerbrochenen Bildern, schwer zu ordnen, zu viele Stücke fehlen.

Ein fürchterlicher Lärm schreckt mich auf, reißt mich jäh ins Bewußtsein zurück. Ich bin eingeklemmt zwischen Erwachsenen; ich werde gerüttelt, gestoßen, geschoben. Sehen kann ich nichts. In den Lärm mischt sich ein anhaltendes übermächtiges Schreien und Brüllen wie aus tausend Kehlen.

Was ist geschehen? Ich kann nichts erkennen als nur Beine und Bäuche, die nicht wissen, daß ich hier unten stehe, daß ich nicht zerdrückt werden will, daß ich Luft brauche. Mit größter Anstrengung bekomme ich die Arme nach oben, daß ich sie verschränken kann vor dem Gesicht. Meine spitzen Ellbogen tun ihre Wirkung. Ich kann ein wenig atmen.

Doch gleich wird der Druck wieder stärker. Die Menschen beginnen unaufhaltsam immer mehr sich zur Seite und über mich zu lehnen.

Wo sind wir? Sind wir noch im Wagen? Kippt der Wagen jetzt um und wir mit ihm?, denke ich.

Mir wird heiß. Der Druck wird unerträglich. Er läßt mich kaum noch atmen. Doch plötzlich atme ich keine Luft, ich atme Rauch, und der Rauch wird stärker.

Wo bin ich? Ich muß raus hier! Ist es der Wagen, der brennt? Ich ersticke! Irgendwo ist Feuer, wir verbrennen!

Panik erfaßt mich.

Warum sind die Menschen so verkeilt ineinander? Warum bewegen sie sich nicht? Warum merken sie nicht, daß wir verbrennen? Warum öffnet niemand den Wagen? Sind wir noch im Wagen? Tut doch etwas!

Nichts rührt sich, es ist plötzlich still geworden, der Lärm hat aufgehört, das Schreien ist verstummt. Erst jetzt merke ich, daß es nackte Beine, Rücken und Bäuche sind, in die ich eingeklemmt bin. Ich wundere mich.

Auf einmal vor mir ein Lichtschimmer, eine Öffnung, etwas Luft.

Dort geht es doch nach draußen! denke ich, und:

Warum geht niemand raus? Warum macht keiner Platz?

Ich will dort hinaus! Ich will nicht verbrennen!

Mit einer Wildheit und Kraft, die ich noch nie zuvor in mir gespürt habe, beginne ich zu strampeln und zu treten, mir Platz zu schaffen, und dann hole ich Atem, so tief, wie ich noch nie zuvor Atem geholt habe, dann schreie ich mit höchster Kraft, wie ich noch nie zuvor geschrien habe.

In diesem Augenblick, wie eine Antwort auf meinen langgezogenen Schrei, bewegt sich etwas hinter mir. Zwei große, starke Hände packen mich unter den Armen. Sie werfen mich nach vorne, über die anderen hinweg, dorthin, wo das Licht ist, wo Luft ist. Ich kollere über die Reglosen hinweg, falle irgendwo hinunter.

Ich bin im Freien, ich sehe den Himmel!

Was ist geschehen? Liege ich schon lange hier?

Ich erwache wie aus einer Betäubung. Ich blicke mich um:

Hinter mir ein großer, hoher Schatten, vielleicht der Wagen, der uns herbrachte.

Vor mir eine steile Böschung, die sich mit einer geraden, scharfen Kante sonnenbeschienen gegen den Himmel abzeichnet. Ringsum liegen Menschen, viele Menschen, keiner bewegt sich, keiner kann mir helfen, sie scheinen tot zu sein.

Warum sind sie so nackt? Die einen ganz, die anderen nur halb. Wann haben sie sich denn ausgezogen? Und warum? Hier draußen ist es doch nicht heiß!, denke ich und wundere mich erneut.

Etwas Schreckliches ist geschehen, aber ich verstehe es nicht. Ich will weg hier. Ich habe Angst. Ich will dort hinauf, wo die Sonne scheint, heraus aus dem Schatten. Wieder blicke ich hinauf.

Oben an der Kante bewegt sich etwas: Ich erkenne den Umriß eines Menschen, der winkt und ruft. Dann läuft er hin und her. Sein Winken wird heftiger.

Auch an der Böschung liegen Tote. Doch nun beginnt einer sich zu bewegen, langsam erst und zaghaft! Dann rudert er wild mit Armen und Beinen; er klettert empor zu dem, der noch immer oben steht und winkt.

Wie ein Käfer an der Wand!, geht es mir durch den Kopf.

Vorsichtig arbeite ich mich über die Leiber, dahin, wo die Böschung beginnt. Ich will zu den beiden, die oben in der Sonne stehen. Sie haben mich gesehen, sie rufen, sie schreien, und jetzt winken beide, ich solle kommen, so schnell wie möglich.

Der Hang ist steil und erdig. An vereinzelt Grasbüscheln versuche ich mich hochzuziehen, aber mehrmals rutsche ich zurück. Die Büschel sind lose. Ich wundere mich, sie

scheinen gar nicht angewachsen zu sein. So muß ich mich an den Armen und Beinen der Toten festhalten, die am Abhang lehnen. Langsam arbeite ich mich wieder empor. Wenn sie nur halten und nicht mit mir zusammen hinunter stürzen wie die Grasbüschel!

Ich kämpfe gegen die Angst, gegen das Schwindelgefühl. Ich bin schon fast oben. Ich kann schon fast über die Kante sehen. Meine Beine zittern, sie schmerzen, ich schlottere, ich verliere das Gleichgewicht.

Schräg unter mir liegt ein großer Mann, als sei er so hingehängt worden an die Wand, wie ein Bild, und weiß leuchtet sein riesiger, nackter Bauch in der Sonne.

Nur er kann meinen Sturz aufhalten! Ich muß mit meinen bloßen Füßen auf diesen Bauch treten. Aber ich will doch nicht! Ich werde ihm weh tun. Und wenn er ins Rutschen kommt, wenn er mit mir abstürzt? Er könnte mich erdrücken!

So geht es mir blitzschnell durch den Kopf.

Und dann trete ich oder springe vielmehr auf diesen großen, weißen Bauch. Mein Fuß sinkt, sinkt tief ein. Es wippt und schwankt wie auf einer Schaukel, aber der Tote fällt nicht. Ich beginne zu würgen, ich will erbrechen, ich kann nicht, mein Magen ist leer.

Mit letzter Kraft ziehe ich mich über die Kante der Böschung. Meine Hände finden Halt. Ich ziehe mich bäuchlings voran, bis nur noch meine Beine über dem Abgrund schweben.

Ich glaube, ich habe etwas Schlimmes getan. Ich habe einen Toten getreten. Er konnte sich nicht wehren. Kann ein Toter Schmerzen haben? Der Tote hat mich gerettet, und ich habe mich vor ihm geekelt!

Ich fühle mich schuldig. Kann ein Toter verzeihen?

Langsam erkenne ich, daß ich oben auf einem Bahndamm liege. Meine Hände halten sich an einem Gleisstrang fest.

Erschöpft warte ich; ich weiß nicht weiter. Ich fühle keine Kraft mehr.

Nach einer Weile drehe ich mich vorsichtig um und blicke zurück. Ich sehe die Toten, über die ich hinaufgeklettert bin. Wie angeklebt liegen sie am steilen Abhang.

Mein Blick geht weiter, zurück über die Mulde, zu der Stelle, wo ich von den großen Händen hingeworfen wurde. Auch hier Tote. Ich kann sie nicht zählen, es sind zu viele. Kreuz und quer liegen sie. Noch immer ist Rauch in der Luft, meine Augen brennen, und es stinkt unerträglich.

Noch etwas weiter weg sehe ich undeutlich vielleicht drei Wagen. Etwas schräg stehen sie, etwas unordentlich, nicht in einer geraden Linie.

Wie kann das sein? Sind wir mit diesen Wagen gekommen? frage ich mich.

Warum stehen die Wagen dort unten in der Wiese und nicht hier oben auf dem Bahndamm, auf dem Gleise?

Ich lege mich wieder auf den Gleisstrang.

Zu meiner Rechten rennen Menschen auf dem Damm, vier oder fünf sind es, einige sind schon weit weg, aber ich höre noch, wie sie schreien. Alle scheinen nur in diese Richtung zu laufen, als wüßten sie genau wohin. Sie machen Zeichen, schreien wieder, werfen die Arme in die Luft, zeigen drängend in die Richtung, in die sie laufen.

Dann blicke ich nach links:

Im ersten Moment sehe ich nur Rauch und Leere. Unmittelbar neben mir endet das Geleise, der Damm bricht abrupt ab, gleich einer Schanze. Meine Augen brennen und tränen. Ich blicke über die Kante in die Tiefe, ich blicke hinüber. Ich verstehe nicht, was ich durch die Rauchschwaden dort sehe — und ich verstehe es doch. Aber es ist mit nichts zu verbinden, was ich kenne, weder mit Bildern noch mit Worten.

Ich fühle nur, daß dies ein Ort ist, an dem alles endet, nicht nur der Damm und das Geleise.

Es ist der Ort, wo diese Welt aufhört, diese Welt zu sein.

Jemand schreit:

»Komm, steh auf! Komm! Weg hier! Schnell!«

Ich lege den Kopf auf meinen Arm und blicke auf die Schottersteine zwischen den Gleisen. Es ist mir egal, ich will nichts mehr hören.

Sollen sie schreien, sollen sie laufen! Nur mich laßt in Ruhe. Ich will nicht mehr, ich will überhaupt nichts mehr!

Meine Beine sind wie abgestorben, ich fühle sie nicht. So kann ich ja ohnehin nicht laufen, ich will nirgendwohin laufen!

Mir ist, als würde ich nur noch aus Augen, Kopf und zwei Händen bestehen, die sich festklammern.

Nur schlafen will ich, tief schlafen und sonst nichts.

Einen Moment lang ist alles still.

Dann, plötzlich wieder Geschrei! Diesmal ganz nahe an meinem Ohr.

Einige Beine sehe ich, die mich umstellen. Eine Frau ist dabei. Sie bückt sich. Sie will, daß ich aufstehe, daß ich mitkomme, schnell, nach rechts, wo andere auf dem Bahndamm laufen und in der Ferne schon ganz klein erscheinen.

Zum ersten Mal weigere ich mich bewußt. Ich will nicht mehr gehorchen, nie mehr!

Ich schüttele den Kopf, ich weiß nicht, wo meine Beine sind, ich will doch schlafen, ich will Ruhe, ich will nicht mehr mitmachen, ich habe genug.

Das Stimmengewirr über mir läßt nicht nach.

Warum begreifen es die Erwachsenen nicht? Ich brauche sie nicht mehr! Es gibt keine Fragen mehr, ich weiß jetzt alles — ich habe über das Ende der Welt hinaus gesehen!

Die Frau schreit mich an, sie ist wütend, voller Angst und Ungeduld. Auch die andern brüllen, ich müsse laufen, mit ihnen, sofort, bevor es zu spät sei.

Die Frau bückt sich wieder, sie kreischt mich an, daß ich ihre Spucke spüre. Ich glaube, sie schlägt mir ins Gesicht, sie reißt mich hoch am Handgelenk. Grob ist sie und furchtbar zornig.

So werde ich einfach mitgerissen, meine tauben Füße schleifen über die Schottersteine. Sie rennen los.

Ich kann nicht, ich weine vor Wut. Ich lasse mich fallen. Ich werde wieder hochgerissen, an beiden Handgelenken diesmal, und so werde ich mehr getragen, als daß ich selber laufe.

Lange hat der Marsch gedauert, sehr lange. In der Ebene zu meiner Rechten ging schon die Sonne unter wie ein Feuerball, der sich brennend und schmerzhaft in meine immer entzündeten Augen fraß. Ich konnte kaum sehen, wohin ich trat.

Allmählich wurden die Schritte langsamer und gingen über in einen endlosen, monotonen Trott. Nur einmal wurde er unterbrochen, als zwei, drei Menschen von den Feldern gelaufen kamen. Eine Bauersfrau schwenkte uns einen Korb entgegen — und hier verlöscht mein Erinnern in einem langen, sehr langen, grauen Nebel.

Erst viel später, als es schon kalt wurde und der erste Schnee fiel, begann mein Bewußtsein wieder zu arbeiten. Nach und nach nur gewährte ich meine Umgebung: Wieder war die Welt voller Baracken, wieder gab es eine Blockowa und eine Lagerserka. Häufiger aber waren es nun auch Männer, die uns bewachten. Männer, die stets brüllten und manchmal schlugen, manchmal auch andere Kinder wegholten, die sie nie zurückbrachten.

Zum ersten Mal aber wurde der Durst weniger schlimm als der Hunger, wenn ich unbemerkt etwas Schnee in den Mund schieben konnte.

Ein riesiges Gedränge herrschte, Rauch lag oft in der Luft; ein Geruch, den ich kannte. Ich hatte auch meine gewohnte Baracke wieder, so wie früher, aber es war seltsam, sie stand an einem anderen Ort!

Wer hat meine Baracke hergebracht? Und warum?

Sie stand nun nicht mehr an einem Abhang. Auch der riesige Kamin war nicht mehr zuoberst auf dem Hügel, wo die Baracken endeten, oben, beim großen Zaun. Der Hügel war überhaupt nicht mehr da. Hier war alles flach, wie ein Teller.

Ja, und hier waren die Barackenstraßen unendlich lang. Viel länger, als ich sehen konnte! Vielleicht, nein sicher gehen sie bis ans Ende der Welt, bis an den Rand des Tellers, dachte ich, und keiner hier weiß, wie es dort ist.

»Wie ist es?« fragte ich prüfend einen großen Knaben neben mir.

Ich wußte es!

Er wußte es nicht!

Er antwortete nicht, er blickte nur nach oben.

Das Versteck

Schon lange hatte ich jede Orientierung verloren. Schon lange war ich nicht mehr in Majdan-Lublin, in Majdanek. Die Baracken ringsum waren andere, sie wechselten immer wieder, und doch waren es immer dieselben, manchmal wechselte vielleicht auch der Ort, ich weiß es nicht mehr. Meine Baracke aber blieb, sie schien mir überallhin zu folgen.

Außerhalb des großen Zauns war nichts mehr, nur flache Felder und ein heller Wald, meist verschwommen im Nebel.

Immer wieder waren andere Kinder um mich her. Nur noch selten verstand ich ihre Sprache, noch weniger die der Erwachsenen. Alles schien sich aufzulösen, alles war verschwommen, unklar. Mein Verstand war zu klein; die ständigen Veränderungen verwirrten. Die Tage waren plötzlich ohne Ordnung, ohne den regelmäßigen Ablauf von früher. Regeln waren kaum mehr zu erkennen. Einzelne Erinnerungsfetzen sind noch da, einem kurzen Aufleuchten gleich, ihr Sinn, ihre Bedeutung nebelhaft.

Eine Zeitlang durfte ich die Baracke nicht verlassen. Ich begriff nicht, weshalb. Wenn Zählappell war, und alle nach draußen eilten, da verbot man mir, hinauszugehen. Jedesmal wurde ich hastig ergriffen, jemand drückte mich in irgendeine Ecke, oder war es ein Loch? Eine Decke und ein Brett wurden über mich gelegt, und ich durfte mich nicht rühren. Ich sträubte mich, ich verstand das Verbot nicht, ich wollte nicht allein zurückbleiben, ich hatte Angst, ich begann zu schreien.

Eine Ohrfeige machte mich gefügig.

Und so ging das eine ganze Weile, Tag für Tag, am Morgen, am Abend: Die Bewohner der Baracke eilten hinaus,

zwei Erwachsene blieben mit mir zurück, ich bekam meine Ohrfeige, die Decke und das Brett, dann rannten auch die beiden hinaus; ich konnte es am Klang ihrer Holzschuhe erkennen.

Ein anderes Mal nahm mich eine Gruppe von Frauen mit hinaus. Wir liefen durch ein Gewirr von fremden Baracken und vielen fremden Menschen.

Plötzlich befanden wir uns in einer Kolonne, wir mußten warten, und eine der Frauen bedeutete mir, mich an ihrem Bein festzuhalten. Dann bereitete sie ihren Rock über mich. So verharrten wir eine Weile, bis es endlich weiter ging.

Es dauerte lange und es war bitter kalt. Sie brachten mich endlich in einen Raum, der ganz anders war als die Räume, die ich kannte.

Der Raum war groß und hoch und hatte an einer Wand ein Fenster. An den drei anderen Wänden türmten sich, hoch hinauf bis zum Dach, riesige Haufen von Tüchern, Lumpen, Kleidern vielleicht. Gleich vor dem mittleren Haufen, dem Fenster gegenüber, stand ein Tisch.

Am Tisch standen zwei Frauen, barfuß. Die eine warf Kleider oder Lumpen von einem der Haufen auf den Tisch, die andere drehte sie hin und her und trug sie wieder weg.

Ich wurde unter den Tisch an den Fuß des Kleiderberges geschoben. Hände griffen in den Berg, eine Höhlung entstand, ein Nest, und ich kroch hinein. Das war nun mein Zuhause. Ich genoß die Stille im Raum. Ich genoß den eigenartig seifigen Geruch und die ungewohnte Wärme. Nur drei oder vier Frauen waren tagsüber da, sie sprachen leise zueinander, sie waren freundlich und bedeuteten mir, daß ich nicht sprechen dürfe oder nach ihnen rufen, daß ich sicher sei, solange ich unter dem Berg in meiner Höhle bleibe.

Einmal am Tage durfte ich herauskriechen. An der Kante des Tisches, auf Augenhöhe, stand jedesmal ein Blechgeschirr bereit. Ich zog den Löffel aus meinen Kleidern und begann zu essen.

Dieser Löffel, mein einziger und wichtigster Besitz, den ich, zusammen mit einem Becher, seit langem an einer Kette unter dem Hemd trug.

Dann bereitete eine der Frauen ein Tuch unter dem Tisch, auf das ich meine Notdurft verrichten sollte. Dann kroch ich zurück in die wärmende Höhle, die Frau rollte das Tuch zusammen und brachte es weg. So wiederholte es sich jeden Tag, immer gleich. Waren es ein paar Tage, ein paar Wochen, ein Monat vielleicht oder mehr? Ich weiß es nicht.

Jedoch der letzte Tag in diesem Raum hat sich eingebrannt in mein Gedächtnis, in scharfen Konturen, unauslöschlich:

Die Frauen kamen wie immer kurz vor Tagesanbruch. Wie immer hörte ich ihr leises Sprechen, ihre Schritte, das Rauschen der Tücher und Kleider, die sie sortierten. Wie immer stand der Blechteller bereit und war das Tuch unter dem Tisch.

Längst war ich wieder geborgen unter dem Stoffberg, da schreckten mich laute, harte Schritte, tiefes Männergebrüll und dazwischen entsetzte Aufschreie der Frauen. Ich kroch ein wenig vor und spähte durch die Tücher. Ich sah die Tischbeine, zwischen mir und dem Tisch einen Rocksaum, zwei nackte Waden und Füße. Vorsichtig blickte ich zwischen den Waden hindurch in den Raum.

Ins Männergebrüll und Stiefelgepolter mischte sich nun immer lauter ein helles Kreischen. Ich sah schwarze Stiefelpaare und nackte Beine hin und her rennen. Auf einmal verkümmerte das Kreischen zu einem leisen Wimmern, die Stiefelschritte wurden langsamer, bedrohlicher, der Lärm

ebbte ab — ich spähte und lauschte in höchster Anspannung.

Die Stiefel versammelten sich vor dem Kleiderberg an der rechten Wand. Einen Moment war es still, und dann hörte ich zu meinem maßlosen Erstaunen schrilles Kindergeschrei. Mehrere Kinder mußten es sein, auch große Kinder.

Wieder begann das Rennen von Stiefeln und nackten Füßen. Ja — sind denn hier noch andere Kinder?, dachte ich staunend und konnte es nicht fassen. Ich hatte fest geglaubt, allein zu sein in diesem Versteck!

Zum Geschrei der Kinder, dem Kreischen der Frauen, und dem Gebrüll der Männer mengte sich nun ein lautes Gepolter und Getrappel, es füllte den ganzen Raum. Eine richtige Jagd schien im Gange zu sein. Ich hörte Schläge, schleifende Geräusche, die sich entfernten. Dann wurde es ruhiger. Ich rutschte noch weiter nach vorn, ich hob etwas mehr die Tücher vor meinem Gesicht und blickte zwischen den Tischbeinen hindurch und den nackten Waden, die noch immer da waren, nun aber etwas näher zu mir.

Ich sah den Raum, ich sah das gegenüberliegende, offene Fenster. Draußen, vor dem Fenster die Umrisse von Männern, welche Gewehre oder Stöcke durch die Luft schwenkten. Drinnen, zu meiner Rechten, vor dem anderen Kleiderberg, noch immer einige Stiefelpaare.

Sich bückende Oberkörper von Uniformierten kamen in mein Blickfeld, Arme durchwühlten den Fuß des Kleiderberges schräg gegenüber.

Zwei kleine, zappelnde Bündel wurden von großen Händen hervorgezogen; das Kreischen schwoll an, mischte sich mit dem wütenden Brüllen der Gestiefelten, dann — ein Schwung, und die Bündel flogen in grotesken Verrenkungen quer durch den Raum, als ob sie flattern wollten, auf das Fenster zu, zum Fenster hinaus.

Eine Sekunde der Stille — und in die Stille, von draußen her, zweimal das unverwechselbare Geräusch brechender Schädel.

Die Waden vor mir bewegten sich, der nackte Fuß hob sich, legte sich auf mein Gesicht und drückte mich energisch zurück in meine Höhle. Der Fuß blieb so eine Weile; er drückte mir Mund und Nase zusammen. Ich rang nach Luft. Dann hob sich der Fuß und ich begann vorsichtig zu atmen. Ich hörte das verklingende Stapfen der Stiefel und das Tappen nackter Füße, das sich langsam entfernte, bis es erstarb.

Totenstille herrschte jetzt. Der Sturm schien vorbei, so schnell, wie er gekommen war. Erst jetzt fühlte ich Angst. Lange, sehr lange wartete ich und lauschte. Der Raum schien verlassen.

Es mußte schon später Nachmittag gewesen sein, als die Türe geöffnet wurde und leise Schritte sich näherten. Ich hörte Geflüster.

Die Lumpen über mir teilten sich, und Frauenarme griffen sachte nach mir. Ein Frauenkopf ohne Haare neigte sich herab, küßte mich, und ich wurde mit einem Lächeln und einem Seufzer aus meiner Höhle gehoben. Zwei weitere Frauen standen im Raum. Sie blickten mich ungläubig fragend an. Sie schüttelten langsam die kahlen Köpfe, machten »zi-z-z«, aber auch sie lächelten.

Die größte der Frauen begann nun auf mich einzureden, hastig und drängend. Ich verstand nur, daß wir so rasch wie möglich, so leise wie möglich und unbemerkt den Raum, diese Baracke, verlassen sollten, daß sie vorangehen würde, daß ich alles nachmachen sollte, und daß wir einzeln hinaus, am Haus, am Fenster vorbei, hinter die nächsten Baracken laufen sollten. Dort würde sie warten.

Hintereinander standen wir unter der Tür, die ins Freie

führte und lauschten. Die Große zuvorderst, die anderen hinter mir. Wir blickten hinaus und warteten. Es dämmerte, es war neblig und es regnete. Vereinzelt lag Schnee.

Die Große rannte los. Ich schob meinen Kopf vor, blickte nach links, ihr nach, der Wand entlang. Die Große war schon am Fenster vorbei, und gleich verschwand sie um die Ecke.

»Hob nicht kein Moire — jetzt — schnell!« flüsterte es drängend hinter mir.

Aber ich hatte Angst, große Angst. Ich krallte mich am Türrahmen fest. Da wurden meine Hände losgerissen und ich erhielt einen leichten Stoß.

Nun rannte auch ich, rannte so schnell ich konnte die Barackenwand entlang, in höchster Konzentration, in höchster Angst.

Nur nicht fallen, nur jetzt nicht stolpern! Hinfallen, das wäre schrecklich, dachte ich und starrte gebannt auf meinen Weg.

Etwas schien zu gefrieren in mir, alles gerann zur Zeitlupe, als ich es sah:

Am Boden, knapp an der Wand, da lagen sie noch, die beiden Bündel oder das, was von ihnen übrig war. Die Tücher waren aufgerollt, lagen zerrissen umher, dazwischen die Kleinen auf dem Rücken, Arme und Beine ausgebreitet, die Bäuche blaugeschwollen. Und da, eine rote Masse mit Schnee und Schlamm vermischt, wo einmal die Gesichter gewesen sein mußten.

Nichts mehr war zu erkennen, nur die Schädel waren aufgebrochen.

Eine gelbe, klebriggänzende Masse quoll daraus und war verspritzt an der Wand, am Boden, genau auf meinem vorgeschriebenen Weg. Mein Magen wollte sich drehen vor Ekel und Entsetzen.

Kann ich darüber springen, ohne in die gelbe Masse zu treten, ohne darauf auszugleiten und zu stürzen? Ich darf nicht stürzen. Wenn ich springe und stürze, ist alles aus. Eine Blockowa könnte mich hören, oder die Lagerserka — alles wäre verloren. Ich muß weiter — ich muß springen, ich muß!, so ging es mir durch den Kopf.

Ich kämpfte gegen das Einfrieren meiner Beine, und ich rannte gegen die Zeitlupe. Unendlich lange schien es zu dauern, bis ich über die Körper hinweg war, und ich fühlte mich allein. Wer sollte mir helfen?

Ich spürte kaum mehr meine Beine. Es war, als wären sie zu unförmigen Klumpen gefroren. Ich rannte und rannte, und es war, als wäre ich Stunden gerannt, als ich die Ecke erreichte und zwischen den nächsten Baracken, kaum sichtbar im Nebel, den Schatten der großen Frau auf mich warten sah.

Dies Bild bin ich nie losgeworden, so wenig wie alle anderen. Immer wieder tauchten sie in mir auf, bis heute, dieses besonders.

Im Kinderheim in der Schweiz, da war auch ein Raum für Säuglinge und Kleinkinder. Zufällig bin ich einmal da hingegeraten. Und wie ich die Kleinen sah, kroch es erneut in mir hoch, langsam, von den Füßen her, hinauf über die Knie, in die Oberschenkel und gegen die Eingeweide, dieses stumpf machende, lähmende Einfrieren. Mühsam schlurfte ich hinaus. Ich habe den Raum nie mehr betreten. Noch heute spüre ich es, wo immer ich Kleinkinder sehe. Noch heute spüre ich, wie ich mich anspanne zum Sprung über die zwei Bündel. Ich sehe sie genau. Ich sehe, wie sie unter mir weggleiten, wenn ich mit meinen, zum Sprunge weit gespreizten Beinen über sie hinwegfliege, wie in einem verlangsamten Film. So furchtbar langsam, daß ich fürchte abzustürzen, mitten in sie hinein.

Und Vorwürfe mache ich mir oft und kann mich selber nicht verstehen, daß ich nichts spürte für die Kleinen damals. War ich denn, obgleich selbst noch ein Kind, doch schon so verroht, daß nichts in mir war, kein Mitleid, kein Erbarmen, nicht einmal Wut?

Nein, nichts war da, nichts als nur Ekel und die eigene, eisig kalte Angst!

Der Betrug

Wieder einmal, wie so oft zuvor, wurden täglich Kinder weggeholt. Wir waren nur noch ein kleines Grüppchen, zehn oder zwölf vielleicht.

Das Innere der Baracke war nun aufgeteilt in zwei Hälften. Die eine für uns, in der anderen waren Frauen, die manchmal wie Schatten aus dem Halbdunkel auftauchten, nach uns sahen und hinter aufgehängten Tüchern wieder in ihren Bereich verschwanden.

Viele Pritschen blieben leer; wir froren mehr als sonst. Ich begriff nicht, was vor sich ging. Ich verstand die verbliebenen Kinder nicht, ihre Sprachen waren mir fremd. Ich nahm sie kaum wahr — oder doch, an ein Kind kann ich mich genauer erinnern. Ich weiß nicht sicher, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war. Das Kind war vielleicht älter als ich, Kobo, Kola oder Kala wurde es gerufen, ich weiß es nicht mehr genau. Es schien der Liebling der anderen zu sein. Es fiel mir auf mit seinem runden Kopf auf dem zu langen, dünnen Hals. Es spielte gerne, machte Grimassen, und manchmal lachte es auch.

Eines Tages aber merkte ich, daß Kobo ebenso wie die anderen verschwunden war.

Warum bleibe ich allein zurück? Habe ich wieder etwas verpaßt oder verschlafen? Warum bin ich immer der letzte, der begreift, was geschieht?, dachte ich, und es war mir schwer.

Ich fühlte nur Ratlosigkeit. Die ungewohnte Stille in der Baracke beunruhigte, alles um mich her schien sich aufzulösen in unerklärlicher Unordnung.

Ich sah Menschen weggehen, ganze Haufen. Meist ungeordnet, nicht im Takt und in der gewohnten Kolonne. Meist zielbewußt und nicht wiederkehrend gingen sie vor-

bei, niemand beachtete mich, und ich blickte ihnen nach, bis das Meer der Baracken sie verschluckte.

Verzweiflung machte sich breit.

Alle gehen irgendwohin, sie scheinen etwas zu wissen, was ich nicht weiß. Warum bin ich immer der einzige, der nichts begreift? Warum sagt mir niemand etwas? Wo gehen diese vielen Menschen nur hin? Ich habe nirgendwohin zu gehen, ich habe Hunger und friere.

Nur drei oder vier Frauen blieben in meiner Baracke. Sie sprachen nicht; sie reichten mir nur hin und wieder stumm etwas zu essen.

Es gab keine Befehle, keine Ordnung, welche die Tage bestimmte wie früher, keinen Appell, niemand kümmerte sich. Die Blockowa schien verschwunden, keine Lager-serka kam mehr vorbei, auch die großen Männer mit den schönen Uniformen blieben weg, die, welche sonst Kinder aussuchten und mitnahmen.

Mit einem Schlag spürte ich die Stille. Keine Befehle, kein Brüllen, kein Schreien, kein Stillstehen in der Reihe mehr am Morgen und am Abend; das unentwirrbare Stimmengeräusch, das die Luft sonst erfüllt hatte, war verstummt. Ich blieb, wo ich war, und dämmerte die Tage dahin.

Nur einmal schreckte ich auf aus meiner Stumpfheit. Irgendwo war Feuer, irgendwo waren Baracken niedergebrannt, aber ich kümmerte mich nicht lange. Gleichgültig döste ich weiter, ich war müde.

Glasklar aber erinnere ich mich an den einen Morgen: Draußen stand ich, in der Kälte. Ich wartete an der Ecke einer benachbarten Baracke und blickte auf die Lagerstraße. Ich weiß nicht, worauf ich wartete, und weshalb ich in der Kälte stand. Ich scharfte ein Loch in den Schneeboden, um im wärmeren Lehm zu stehen. Aus der Ferne hörte ich Schüsse, erst viele, dann wurden es weniger. Die

Schüsse kamen nicht näher, so legte sich meine Angst. Ich blieb stehen.

Wieder sah ich Menschen, die ich nie zuvor gesehen hatte. Selten in geordneter Reihe, meist als wirre, unüberschaubare Haufen zogen sie vorbei. Frauen waren es, manchmal waren auch Männer dabei, manchmal auch fremde große Kinder. Sie kamen alle aus derselben Richtung. Sie bogen vor mir in eine Querstraße und verschwanden zwischen den Baracken am Horizont, am Ende der Welt.

Lange, den ganzen Morgen vielleicht, schaute ich frierend dem unerklärlichen Treiben zu, und ich sah auch, wie die Frauen meiner Baracke sich einer der Gruppen anschlossen und langsam aus meinem Blickfeld verschwanden. Sie gingen langsam durch die Barackenreihen auf die Drähte zu, auf den Zaun, dorthin, wo es verboten war.

Was wollen alle dort? Dort ist doch die Welt zu Ende, dort geht es nicht weiter, dachte ich.

Was sollte ich tun? Ich wartete, ohne eine Absicht, ohne zu wissen worauf. Und wieder kam eine Gruppe. Frauen waren es, ein paar Kinder, ein paar wenige Männer, und wie die anderen bogen sie vor mir ab. Ich schaute ihnen nach. Einige Sonnenstrahlen begannen zu wärmen.

Da plötzlich — die Gruppe steht still. Eine der Frauen dreht sich um, löst sich aus dem Knäuel, läuft den Weg zurück, sie schreit. Wild wirft sie die Arme in die Luft, daß ihre Lumpen verrutschen und ihre weiße Brust zu sehen ist. Doch sie merkt es nicht, sie fuchtelte weiter und schreit und schreit, und ihre Stimme überschlägt sich:

»Benjamin«, schreit sie, »Benjamin, oj Benjamin!«, und weiter läuft sie in meine Richtung.

Gebannt schaue ich ihr zu. Was sie wohl hat? Ganz nahe ist sie schon.

»Benjamin — du?!« ruft sie wieder in höchster Erregung, und ihr Schreien klingt wie eine Frage.

Wie ein Schlag trifft es mich, als ich begreife: Sie ruft nach mir! Ja, ich — ich bin ja Benjamin, sie meint mich!

Ich habe schon fast vergessen, daß ich einen Namen habe.

Die Frau bückt sich zu mir, ich blicke in ein rundes Gesicht, das zu fragen scheint: Du hier?, und ungläubig starrt sie mich an.

»Benjamin, Benjamin!« keucht sie ununterbrochen, und sie drückt mich an sich, daß es schmerzt.

Was bedeutet das? Wer ist das?, denke ich.

Ich begreife nichts, begreife nur, daß ich ja Benjamin bin, daß sie mich meint, doch ich erkenne sie nicht, ich kann mich nicht erinnern.

»Komm mit, schnell, komm, bevor dich jemand hier sieht!« schluchzt sie und zieht mich im Laufschrift zu der Gruppe, die auf uns wartet.

Was ist denn los? Warum soll ich weg? Warum kann ich nicht hier stehen bleiben? Ich stehe doch schon den ganzen Morgen hier? Ich habe Hunger. Wird sie mir jetzt zu essen geben?

Ich bin zu müde, um zu fragen, ich lasse nur alles willenlos mit mir geschehen. Die Gestalten nehmen mich in ihre Mitte, als wir losziehen, so daß ich nur bruchstückhaft erkenne, wohin der Weg führt.

Wir gehen lange zwischen unbekanntem Baracken durch, wo ich noch nie zuvor gegangen bin. Kurz vor einer Querstraße und einem Zwischenzaun ein offenes Tor; wir bleiben stehen.

Verwundert betrachte ich neben einer Baracke eine Gruppe von Frauen, halb ausgezogen, fast nackt, die sich trotz der Kälte im Freien waschen. Sie stehen barfuß in einer großen Pfütze von Wasser, Schnee und Morast, sie blicken uns schweigend nach.

Wir passieren nach kurzem Warten den Zwischenzaun

und sind auf einer noch größeren Straße. Ein Verdacht steigt in mir auf, als wir dem Außenzaun immer näher kommen, dem Ende der Welt, wie die anderen Kinder sagen.

Erschreckt erkenne ich, daß wir nicht nach einer neuen Baracke oder nach Essen suchen, sondern daß wir tatsächlich nach draußen gehen sollen, jenseits des großen Zauns, hinaus aus dieser Welt. Auf die andere Seite des Zauns, in die Felder, dorthin, wo nichts mehr ist, dorthin, wo die frühere Welt einmal war und schon lange untergegangen ist. Davon haben die größeren Kinder doch stets erzählt. Aber wie kann man in eine Welt gehen, die untergegangen ist, die es nicht mehr gibt? Es gibt doch jenseits des Zauns nichts mehr! Dort ist alles zu Ende! Immer wieder denke ich das gleiche. Immer stärker wird die Angst:

Wir tun etwas, das unmöglich ist! Oder heißt dies etwa, daß wir dorthin gehen, um zu sterben? Tun wir jetzt das, was die Großen »auf den Todesweg gehen« nannten?

Trotz der Kälte schwitze ich.

Wir sind kurz vor dem Zaun, kurz vor den letzten Gebäuden. Ein Uniformierter steht neben der Straße. Die Gruppe verlangsamt ihren Schritt. Wir gehen vorbei. Er tut nichts. Er schießt nicht. Er brüllt nicht. Mit beiden Händen in den Hosentaschen dreht er sich um und glotzt uns nach.

Ich verstehe nicht, was in der Gruppe gesprochen wird, aber die Stimmen werden lauter und aufgeregter, als wir nach dem Zaun, nach dem Tor, schon über freies Feld gehen.

Todmüde bin ich, die Beine sind wieder stumpf und taub, als ob sie nicht zu mir gehörten, nur meine Knie schmerzen. Die unbekannte Frau aber, die meinen Namen kennt, zieht mich unbarmherzig hinter sich her.

Wann darf ich denn endlich sterben? Warum quält sie mich so lange?

Ich spüre meine Füße nicht mehr. Ich stolpere. Ich falle hin. Ich liege mit dem Gesicht im Schnee. Ich schlage mit den Fäusten auf den gefrorenen Boden.

Hier ist nichts mehr, nichts, nur Felder und Nebel. Keine Baracken zum Schlafen, nichts mehr zu essen. Wir gehen ins Nichts. Jetzt ist alles vorbei, es gibt keine Welt mehr! Ich habe die Welt verlassen! Ich kann nicht mehr zurück, ich werde verhungern, dies ist das Ende. Ich will schlafen. Laßt mich endlich in Ruhe! Ich will nichts mehr zu essen, ich will keine Menschen mehr sehen. Ich will allein sein, ich will nur, daß alles zu Ende ist, ich will schlafen!

Erst Monate danach setzt mein Gedächtnis wieder ein, aber nur langsam, vernebelt. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kannte, hatte mich bei sich behalten. Lange waren wir unterwegs, manchmal liefen wir, manchmal saßen wir auf einem Pferdewagen. Nach langer Zeit sind wir in eine kleine Stadt gekommen, oben auf einem Berg. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kannte, hatte schon seit Tagen von Sandomierz erzählt, daß wir unbedingt dahin müßten — nur für ein paar Tage, wie sie sagte. Ich verstand, daß sie etwas mit Papieren erledigen wollte. Tagsüber schloß sie mich in der winzigen Dachkammer ein, die wir bewohnten. Am frühen Morgen schon ging sie weg, stets mit vielen bedruckten und beschriebenen Papieren in der Hand. Den ganzen Tag blieb sie weg.

Es war eine schöne Zeit. Stundenlang saß ich auf dem Fenstersims und schaute hinaus. Ich konnte weit hinunter sehen auf die Ebene unter dem Felsen von Sandomierz und auf den Fluß, der zwischen den Bäumen glitzerte. Es war schon Frühling, der Schnee war geschmolzen, und ich beobachtete die vielen Vögel, die über die Ebene und den Fluß unter mir dahinfliegen. Ich träumte, ich würde mit ihnen fliegen, frei und geräuschlos.

»Nun müssen wir nach Kraków zurück — alles ist erledigt«, sagte sie eines Abends.

Nach Kraków? Zurück?, ich überlegte:

Waren wir nicht dort zuerst, nachdem wir den großen Zaun durchschritten hatten?

Ich grübelte, ich war mir nicht sicher, ich wagte nicht zu fragen, nicht einmal versuchen wollte ich es; ich sprach ohnehin nicht.

Von der Reise nach Kraków ist nichts in meinem Gedächtnis geblieben. Den Weg vom Bahnhof zur Miodowa-Synagoge hingegen, den fand ich mit schlafwandlerischer Sicherheit, als ich zwanzig Jahre später zum ersten Mal wieder die Stadt besuchte.

Vor dieser Synagoge haben wir gewartet, immer wieder, mehrere Tage. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kannte, wollte jemanden sprechen. Sie sagte, daß es wegen mir sei, daß sie mich hier abgeben werde.

Endlich öffnete sich die große Tür. Ein mächtiger Mann in einem langen schwarzen Mantel und mit einem großen schwarzen Hut blickte lächelnd auf mich herunter. Die Frau sprach eifrig auf ihn ein. Ich verstand nur den Anfang ihrer Rede:

»Da bringe ich Ihnen den kleinen Wilkomirski, Benjamin Wilkomirski!«

Sie hielt mich bei den Schultern und schob mich vor, damit er mich besser betrachten konnte. Er nickte.

Ich war erstaunt und sehr stolz, daß ich nun zwei Namen hatte.

Derweil redete die Frau ununterbrochen. Das Gesicht des Rebben wurde ernst, lächelte zu mir, wurde wieder ernst. Ich begann ihm zu vertrauen, ich fühlte, daß er zu uns gehörte, zu den Barackenmenschen.

Er nahm mich an der Hand, führte mich in den Garten hinter der Synagoge, führte mich eine steinerne Treppe hoch

an der Rückseite des Hauses, zu einer Art Balkon oder Laube. Seine Hand war fest und gut, sie zerrte nicht, sie stieß nicht. Es war eine Hand, die sprechen konnte; sie tröstete, sie beruhigte und gab Sicherheit. Seit Mottis und Jankls Zeiten hatte ich keine solche Hand gespürt.

Auf dem Balkon saßen zwei ältere Männer, auch sie mit schwarzen Hüten, an einem Tisch. Sie hatten Papiere vor sich. Der Rebbe ging weg, die zwei Männer musterten mich.

Sie begannen Fragen zu stellen, viele Fragen, aber ich erinnere mich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich, ohne zu wissen wie, plötzlich zu reden begann, wie ich noch nie geredet hatte. Ich hörte mich reden, als ob jemand anderer in mir redete. Ich redete wie ein Wasserfall, aber ich weiß nicht mehr, was ich redete. Doch irgendwann war es genug, nur ein Würgen war noch in meinem Hals, ich schwieg — und es war wieder still in mir wie vorher.

Die zwei Männer erhoben sich schnell und gingen weg. Der eine kam wieder nach einer Weile, er sah verändert aus, von seinem Kinn tropfte noch Wasser glitzernd in seinen Bart und er war graugrün im Gesicht.

Geradeaus starrend, ohne mich anzuschauen, ohne ein weiteres Wort, führte er mich wieder über die steinerne Treppe, hinunter in den Garten.

»Warte vor dem Eingang, du wirst abgeholt«, sagte der Rebbe, der mir unten schon entgegenkam. Er streichelte mir über Schulter und Rücken, was mich sehr beeindruckte, und verschwand.

Wo war die Frau, die meinen Namen kannte? — Sie war schon weg — ich habe sie nie wieder gesehen.

Wo man mich hinbrachte und wer — ich erinnere mich nicht mehr. Hier schwimmt mir alles in einem dumpfen Dämmerlicht.

Manchmal war ich mit vielen Kindern zusammen, manchmal mit wenigen nur — wahrscheinlich wechselte ich immer wieder den Ort. Ich weiß noch, daß ich immer wieder weggelaufen bin, daß ich meine Baracke suchen wollte, wo ich hingehörte.

Die Stadt, die anderen Menschen, die anderen Kinder versetzten mich in Schrecken. Immer quälender begannen unentwirrbare Fragen wie Säure mein Gehirn zu zerfressen, manchmal stiegen sie in meinen Kopf wie flüssiges Blei. Ich konnte die Fragen nicht aussprechen, sie verklebten mir Hals und Mund, sie trieben mein Herz an zu rasendem Schlag, dann drohte es wieder stillzustehen. Nichts brachte ich hervor, und so gab es auch keine Hoffnung auf Antwort:

Was sind dies für Menschen hier? Viele haben seltsame, andere Uniformen. Alle sind gut gekleidet, sie wohnen in ganzen Häusern, die warm sind und nicht in Ruinen oder in Baracken.

Ich gehöre nicht zu ihnen.

Die Menschen, die in ganzen Häusern wohnen, die keine gestreiften Hemden tragen, die alles zum Essen haben, soviel sie wollen — das sind doch die, welche die anderen töten. Sie sind es, die ich fürchten muß, die mit den fetten Gesichtern, den starken Armen und Beinen, die mit den schrecklichen, großen Händen, welche die Kinder irgendwann packen und wegbringen, um sie ins Feuer zu werfen, damit neue Kinder Platz haben.

Ich will nicht unter diesen Menschen wohnen. Was haben sie vor? Wo ist meine Baracke?

Ich kann kaum glauben, was die Erwachsenen und auch viele Kinder hier erzählen. Die Stadt sei nicht neu, sagen sie. Sie war schon immer da, auch in der Zeit, als ich in den Baracken war. Sie sei nicht untergegangen, die Stadt und die Welt außerhalb des Zauns, wie man mir gesagt hat.

Manche Kinder sagen, sie seien nie in Baracken gewesen, sie hätten schon lange hier gewohnt. Viele sagen auch, sie hätten sich versteckt, außerhalb des Zauns, an Orten, die auch nicht untergegangen sind.

Andere sagen, sie würden warten, bis sie abgeholt werden vom Tate, von ihrer Mamele, von ihren älteren Geschwistern.

Meine Mamele ist tot.

O Gott — ich habe doch irgendwann auch Brüder gehabt. Ich erinnere mich wieder. Wo sind sie? Meine Brüder werden mich herausholen aus dieser Stadt, wo die Mörder leben. Wo sind Motti und Daniel? Warum kommen sie nicht jetzt, bevor es zu spät ist?

Aber warum waren denn nicht alle von uns in den Baracken hinter dem großen Zaun? Warum ich? Warum Jankl? Warum hat man mir gesagt, die Welt außerhalb des Zauns sei untergegangen und in der Baracke zu leben sei immer noch besser, als ins Feuer geworfen zu werden? Warum wurden andere Kinder ins Feuer geworfen? Warum ich noch nicht? Haben sie mich vergessen? Oder warten sie noch? Was werden sie tun, wenn sie mich entdecken?

Warum gibt es sogar Kinder, die sagen, sie hätten sich nie verstecken müssen?

Irgend etwas stimmt hier nicht — man hat mich betrogen. Ja, sie haben mich alle betrogen. Ich hätte vielleicht gar nicht hinter dem großen Zaun leben müssen. Vielleicht auch Jankl nicht; doch jetzt ist Jankl tot.

War denn alles umsonst?

Jetzt habe ich warme Kleider, warmes Essen. Das ist schön. Aber ich lebe unter den Betrügern und Mördern. Und die Erwachsenen — sie alle haben mich angelogen. Am besten ist, ihnen nicht mehr zuzuhören.

Auch Karola kann mir keine Antwort geben. Nur ihr

würde ich glauben. Aber sie weiß doch nur, was auch ich weiß.

Soll ich nicht besser in die Baracke zurück, bevor jemand hier merkt, daß ich hier bin, in der Stadt, daß ich noch lebe? Aber wo ist meine Baracke? Man hat sie mir weggenommen. Hier sind nur steinerne Häuser — überall, und kein Tate, keine Mamele, kein Bruder holt mich hier weg! Wo soll ich hin, was soll ich tun?

Viele Jahre später habe ich einige der Straßen in Kraków wiedererkannt: in Kasimierz, der früheren Judenstadt, die Ulica Miodowa und die dortige Synagoge. Ebenso die Długa und die Paulinskastraße, und ich erinnerte mich an das Haus an der Ulica Augustianska mit dem großen Treppenhaus und den Turnstangen auf dem Spielplatz. Die Gesichter von Mischia und Olga nähern sich mir wieder, die mit uns spazierengingen.

Ich erkannte auch die Ulica Jozefinska und die Limanowskię, die seltsamerweise ganz woanders sind, nämlich in Podgorze, dem Quartier des Ghettos, das die Nazis auf der anderen Seite der Weichsel eingerichtet haben. Dort hatte ich gebettelt. Auch die Zamojskię 38 taucht in mir auf — was war dort? Ein Neubau steht heute an dieser Stelle.

Ich erinnere mich, daß ich stets in den Straßen gebettelt habe, wenn ich wieder von irgendwo weggelaufen bin, und daß es schwierig war, denn die größeren Kinder verteidigten grausam die besten Bettelplätze.

Auch erinnere ich mich an ein Purimfest, genauer nur ans Hamanschlagen: Viele Kinder saßen gedrängt an einem langen Tisch, bei Kerzenlicht. Ich schlug meinen Zweig so heftig und wollte nicht aufhören, bis zwei sanfte Hände von hinten meine Arme festhielten und eine Stimme beruhigend auf mich einsprach.

Dann einmal, ich glaube, es war schon kühler Herbst, die

Erinnerung an ein Haus, an fast leere Zimmer, eiserne Bettgestelle. Plötzlich kam eine große Unruhe im Haus auf. Kinder rannten zu den Fenstern und so auch ich. Wir lehnten über den Sims und blickten auf die Straße hinunter. Ein Tosen und Rauschen quoll zu uns herauf von einer schwarzen Masse trampelnder und brüllender Menschen, die sich durch die Straße wälzte. Sie schwangen Bretter und Stangen durch die Luft, und sie grölten wie Betrunkene. Irgend eine warnende Erinnerung tauchte in mir auf, ich kletterte vom Fenstersims und versteckte mich in der Ecke, hinter einer offenstehenden Türe. Ich hörte aufgeregte erwachsene Stimmen im Haus; jemand rief:

»Sie erschlagen schon wieder Juden!«

Kurze Zeit darauf erschien Frau Grosz und fragte:

»Möchtest du mitkommen? Ich werde sagen — auch du wirst sagen, du seist mein Sohn, so kann ich dich mitnehmen«, und:

»Die Schweiz ist ein schönes Land!«

Der Verdacht

Schweißtriefend stand ich da, starrte auf die Geleise und wartete. Eine Kinderschwester aus dem schweizerischen Heim hatte mich hergebracht, an den Bahnhof der nahen Stadt. Sie hielt meinen Ärmel fest, damit ich nicht entwische.

Tage zuvor hatte es einen Riesenkrach im Heim gegeben. Eine fremde Frau war auf Besuch gekommen, hatte lange mit der Heimleiterin gesprochen, ein Doktor war auch dabei. Er hat mich untersucht, vieles auf Papier geschrieben, schließlich genickt und gesagt:

»In ein paar Tagen wird diese Frau dich abholen, du wirst bei ihr wohnen, du bekommst nun Pflegeeltern!« Und dann, zur fremden Frau gewandt, sagte er:

»Und wie haben sie sich den Transport gedacht?«, und die fremde Frau antwortete:

»Ich denke, wir nehmen die Eisenbahn...«

Weiter hörte ich nicht zu, ich begann zu schreien, zu brüllen. Ich sprang auf die fremde Frau zu, hämmerte in unsinniger Wut und Angst mit meinen Fäusten auf sie ein und rannte weg, bevor mich jemand fassen konnte. Eine wilde Jagd durch das Gebäude begann, und ich wurde überwältigt. Alles Beißen, Schlagen, Treten — es nutzte nichts, man hielt mich eisern fest. Es war das erste Mal, daß ich in diesem Heim Prügel bekam — für mein unglaubliches Benehmen, wie sie sagten.

»Nein! Kein Transport! Nein! Ich will nicht auf Transport!« kreischte ich verzweifelt,

»Ich will nach Hause, laßt mich nach Hause! Nur kein Transport!«

Viele redeten lange auf mich ein, aber ich verstand nicht, was sie sagten — ich wollte nichts verstehen. Sie würden

mich ohnehin anlügen, dachte ich, so wie die graue Uniform, die mich damals vom Bauernhof weggebracht hatte.

Sie versuchten, dem Wort »Transport« andere Namen zu geben, aber ich ließ mich nicht beirren. Ich kannte ja das Wort aus eigener Erfahrung und aus den Erzählungen vieler Kinder. Auf die Frage nach Eltern oder Geschwister, hatte ich immer wieder zur Antwort bekommen:

Sie sind auf Transport!

Und stets hieß das: Sie waren weg — für immer. Kaum einer kam zurück, der auf Transport war.

Ich mußte erkennen, daß kein Entrinnen möglich war; mein Transport war schon »schriftlich«, wie sie sagten.

Die Tage, die mir noch blieben, nahmen mir die letzte Hoffnung. Ich mußte im Hause bleiben. Ständig wurde ich überwacht, man verschloß eilig Türen hinter mir und Türen vor mir — ich sollte nicht im letzten Moment entweichen.

Und nun stand ich an diesem Bahnhof einer Schweizer Kleinstadt und wartete auf meinen »Transport«. Die Kinderschwester hielt mich nun am Handgelenk, denn ich machte Fäuste; ich wollte ihr die Hand nicht geben.

Der Zug fuhr ein, die fremde Frau stieg aus, an meinem Gelenk wechselte bloß die Hand, die es festhielt. Wir warteten, wortlos, ein anderer Zug kam, und wir fuhren an den Ort, wo die fremde Frau wohnte.

Es war ein großes Haus, in einem großen Garten, andere Kinder gab es nicht. Aber der Mann der fremden Frau war da. Er begrüßte mich mit einem etwas gequetschten Lächeln. Sonst schien niemand im Haus zu sein.

Es war schon Abend, ich bekam zu essen, alles unbekannte Dinge, überhaupt alles schien seltsam. Welch eigenartige Wanderungen das Essen machte: Erst war es in einer Pfanne, dann kam es in eine Schüssel, dann auf einen Tel-

ler, den man auf einen anderen Teller stellte. Dies alles geschah mit drei verschiedenen Pfannen, drei Schüsseln und Tellern, dann noch ein Teller separat, dort durfte nur ungekochtes Gemüse sein — Salat soll ich essen, sagten sie, das sei gesund —, es schmeckte so sauer, daß es mir den Magen zusammenzog. Zum Schluß saß ich ratlos vor einer rotgelben Kugel, die man mir, wieder auf einem neuen Teller, hingestellt hatte. Warum immer neue Teller? Dies war schon der vierte!

»Magst du keine Orangen?« fragen sie, und ich zuckte die Achseln, ich wußte nicht, was sie meinten.

Der Mann nahm die Kugel, schälte sie und teilte sie in Schnitze. Beinahe wäre ich erstickt, als ich den Schnitz unzerkaut hinunterwürgte.

Dann war es Zeit zum Schlafen. Eine Türe wurde geöffnet.

»Dies ist dein Zimmer«, sagten sie, und der Mann entfernte sich. Das Zimmer war riesengroß, und der Gedanke machte Angst, hier allein, ohne andere Kinder neben mir zu schlafen. Ich legte mich aufs Bett.

»Nun mußt du lernen, mir richtig gute Nacht zu sagen«, sprach die fremde Frau.

»Was ist das?« fragte ich.

»Gute Nacht, Mutter — so mußt du jetzt zu mir sagen!« antwortete sie.

»Nein, das sag ich nicht!« schrie ich entsetzt.

»Doch, ich bin jetzt deine Mutter.«

»Nein, nein — Tante!« rief ich.

»Nicht Tante, Mutter mußt du zu mir sagen!«

Ihre Stimme wurde hart.

»Nein, nein, ich weiß, wer meine Mutter ist. Du bist nicht meine Mutter. Ich weiß, wo meine Mutter geblieben ist! Ich will zurück, ich will nach Hause!« brüllte ich, so laut ich konnte.

»Ich will dorthin, wo ich hergekommen bin!« Ich wagte nicht, den Ort auszusprechen, den ich dachte. Sie würde mich sonst wiederfinden.

»Das mußt du jetzt vergessen! Vergessen, wie einen bösen Traum. Es war nur ein böser Traum«, sagte sie immer wieder. »Du mußt alles vergessen. Ich, ich bin jetzt deine Mutter!«

Ich sprang auf und wollte meine Kleider wieder anziehen, vor allem die Schuhe. Nur hinaus, weg, fort von diesem schrecklichen Haus, dachte ich.

Aber sie vereitelte es, und unter großem, wechselseitigem Geschrei entspann sich eine Art Ringkampf auf meinem Bett. Ich weinte und schrie, biß und kratzte und versuchte immer wieder, meine Kleider zu erreichen. Aber sie war stärker, sie hatte Ausdauer.

Irgendwann gab ich erschöpft auf und schluchzte und knurrte so etwas, was wie »Mutter« klang, und sie ließ ab und löschte das Licht.

Ich weinte noch lange, ich holte Mutters Gesicht aus meinem Gedächtnis, wie sie da lag, wie sie vielleicht gelächelt hat, als sie mir das Brot gab.

Ich schämte mich, wie ich mich noch nie zuvor geschämt hatte. Ich hatte das Gefühl, ein großer Verbrecher geworden zu sein, ein Verräter an meiner Mutter. Ich kam mir schmutzig und elend vor, und meine Haut begann wieder zu brennen und zu jucken.

Jetzt bin ich für immer ein schlechter Mensch, dachte ich.

Niemand wird mich mehr wollen, keiner mich mögen. Was soll ich nur tun? Ich müßte Motti fragen oder Jankl, sie wüßten sicher Rat. Aber sie würden mich vielleicht wegjagen. Einen Verräter will man nicht zum Freund. Ich werde nie zurückkehren können zu meinen Leuten, sie hätten so viele Gründe, an mir Rache zu nehmen. Keine Ausrede kann mehr das Schreckliche vertu-

sehen, das ich heute getan habe, keine Entschuldigung es mildern.

Und hier? Hier kann ich nicht bleiben, hier wird es immer so weiter gehen — ich bin auf die falsche Seite geraten. Mit diesen Gedanken schlief ich ein, und wieder träumte ich den schrecklichen Traum von der toten Welt, dem schwarzen Himmel, dem Ungeziefer, das mich auffrißt und den Loren, die auf ihrem Schienenstrang den Berg hinauffahren und im braungelben Kiefer unter dem Stahlhelm verschwinden.

Am nächsten Tag führte die Frau mich durchs Haus und durch den großen Garten. Sie erklärte mir, daß ich nicht in die Blumenbeete treten dürfe, daß ich auf dem Rasen nur gehen, aber nicht sitzen solle — Grasflecken seien so schwer zu waschen —, zum Sitzen sei die Gartenbank. Sie zeigte mir die Obstbäume, und daß ich ja nicht auf die Idee käme, Früchte abzureißen. Überhaupt solle ich den neuen Kleidern Sorge tragen und nach dem Spielen immer die Schuhe ausziehen und die Hände waschen. Vieles sagte sie noch, aber ich weiß es nicht mehr.

Ja doch, den hohen Zaun zeigte sie mir auch, der den Garten umschloß. Ich solle nie versuchen, da hinüberzuklettern. Mißtrauisch blickte ich sie an, doch nichts in ihrem Gesicht rührte sich.

Dann gingen wir wieder ins Haus, und sie wollte mir auch den Keller zeigen.

»Hier ist die Waschküche«, sagte sie, »und hier der Trockenraum und da der Vorratskeller mit dem Obst.«

Sie öffnete eine schwere Tür, eine schwache Lampe wurde eingeschaltet: Ich traute meinen Augen kaum. Da waren Holzgestelle! Und auf den Holzgestellen lagen Äpfel; die Holzgestelle aber glichen Holzgestellen, die ich kannte. Ich glaubte nicht mehr, was sie sagte.

Ohne die Äpfel sehen die Gestelle aus wie Pritschen, wie die Pritschen in der Baracke. Nur etwas kleiner, gerade recht für Kinder, dachte ich erschrocken, und:

Was geht hier vor? Irgend etwas stimmt da nicht. Sei auf der Hut!

Sie verschloß die Tür wieder.

»Und nun die Kohlenheizung. Wir machen auch warmes Wasser damit«, sagte sie unbeteiligt.

Wieder öffnete sie eine Tür, eine noch schwerere. Wir gingen um einen Kohlehügel, und da stand sie:

Unter Heizung verstand ich bislang nur einen Herd, in welchem man kleine Holzscheite verbrennt, womit man kocht und wo man sich die Hände wärmen konnte. Doch hier stand ein riesiges, schwarzes, gußeisernes Ungetüm, viel höher als ich.

Die Frau öffnete eine halbrunde Klappe, nahm die Schaufel, warf ein wenig Kohle hinein, ich konnte die Flammen sehen. Entsetzt starrte ich auf das Ungeheuer.

Also doch! Mein Verdacht war richtig. Ich bin in eine Falle geraten. Die Ofenklappe ist zwar kleiner als normal, aber für Kinder geht es. Ich weiß es, ich habe es gesehen, man kann auch mit Kindern heizen.

Holzpritschen für Kinder, Ofenklappen für Kinder — jetzt verstehe ich! Blitzschnell ging es mir durch den Kopf, blitzschnell rannte ich die Kellertreppe hoch in mein Zimmer.

Meine Gedanken überschlugen sich:

Ich hatte doch recht! Man will mich täuschen. Deshalb soll ich vergessen, was ich doch weiß.

Das Lager ist noch da. Alles ist da!, dachte ich.

Man braucht nur die Obstgestelle, die Pritschen, ins hölzerne Gartenhaus zu bringen, man braucht nur den gußeisernen Ofen mit der Kinderklappe auf den gepflasterten Vorplatz zu stellen — umzäunt ist der Garten schon —, und

alles würde wieder sein wie früher. Nur daß ich diesmal allein sein werde, ganz allein.

Das Lager ist noch da, sie haben es nur versteckt. Sie würden es nach oben bringen, wenn ich ihnen nicht gehorche.

»Mamele, Motti, Jankl! Was soll ich nur tun?« schrie ich ins Kissen, doch niemand antwortete.

Etliche Jahre später wurde die Kohleheizung durch einen kleinen, modernen Ölbrenner ersetzt, und ich atmete auf. Diese Gefahr schien nun gebannt, aber dennoch, zu trauen war den Leuten nicht.

Die Blockowa

Er muß unbedingt in die Schule, so bald wie möglich«, sagten meine Pflegeeltern, und es begann eine schlimme Zeit.

In der Schule, da wurde schrecklich viel geredet, aber vom Leben hatte niemand eine Ahnung — vom Sterben noch weniger, auch die Lehrerin nicht. Alle lebten dahin, als ob sie ewig leben würden. Viele sagten auch, es habe keinen Krieg gegeben, sie wüßten von nichts.

Man sprach von Dingen und man lernte Dinge, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Meistens verstand ich gar nichts. Ich verstand zwar die meisten Wörter sehr bald, aber zusammen, als ganze Sätze ergaben sie mir keinen Sinn. Sie formten nichts, was ich mir vorstellen konnte. So dämmerte ich in der Klasse dahin, meist ohne zu begreifen, was um mich vorging.

Die seltsamsten Probleme wurden da stundenlang verhandelt, und die Fragen, die gestellt wurden, schienen mir so unwirklich: Was kümmert es mich, wieviel Paar Schuhe ich kaufen kann mit soundsoviel Geld, wenn ein Paar soundsoviel kostet? Schuhe! Wer braucht so viele Schuhe? Ich habe nur zwei Füße! Und viele haben gar keine Schuhe, und dann nimmt man Lappen und bindet sie um. Oder man tauscht die Schuhe gegen Suppe oder einen Becher Wasser!

»Welche Schweizer Heldensagen kennt ihr?« fragte die Lehrerin.

Helden? Hatte sie Helden gesagt?

Irgendwo habe ich einmal den Satz aufgeschnappt: »Das sind die Helden des Deutschen Reiches.«

Gemeint waren die schwarzen Uniformen. Gibt es denn

hier auch Helden? Sind Helden nicht immer die, die töten?

»Schweizer Heldensagen?« fragt sie nochmals und zeigt auf mich.

Ich stehe auf, alle blicken zu mir.

Was soll ich nur sagen? Was will sie von mir?

Ich beginne zu schwitzen.

»Ich... ich weiß doch nicht, was diese Helden sagen, ... diese schweizischen ...«

Die Mädchen in den hinteren Bänken kichern, einige Knaben rufen »buhh«.

Die Lehrerin schaut mich resigniert an, so wie sie mich immer anschaut, wenn sie meine Antworten nicht versteht, und dann entrollt sie ein großes, buntes Wandbild.

»Was ist hier zu sehen?« fragt sie wieder.

»Der Tell! Wilhelm Tell! Der Schuß!« tönt es von den Bänken.

»Nun? Was siehst du? Beschreibe das Bild«, sagt die Lehrerin, noch immer zu mir gewandt.

Ich blicke entsetzt auf das Bild, auf diesen Mann, der offenbar Tell heißt, der offenbar ein Held ist, der eine merkwürdige Waffe hält und zielt. Er zielt auf ein Kind, und das Kind steht ahnungslos da!

Ich wende mich ab. Was hat das mit der Schule zu tun?, frage ich mich, warum zeigt sie mir dieses schreckliche Bild? In diesem Land, wo doch alle sagen, ich müßte es vergessen, es hätte dies nie gegeben, ich hätte nur geträumt. Aber scheinbar wissen sie es doch!

»Das Bild sollst du anschauen! Was siehst du?« sagt sie ungeduldig, und ich zwingen nochmals meine Augen, auf das Bild zu blicken.

»Ich sehe..., ich sehe einen SS-Mann...«, sage ich zögernd. »Und er schießt auf Kinder«, füge ich schnell hinzu.

Brüllendes Gelächter im Schulzimmer.

»Ruhe!« ruft die Lehrerin, und wieder zu mir:

»Wie bitte? Was soll das sein?«, und ich sehe, daß sie böse wird.

»Der... der...«, ich beginne zu stottern.

Die Mädchen hinter mir kichern noch mehr. Sie kichern immer, wenn ich stottere.

»Der Held schießt auf Kinder..., aber...«

»Was aber?« ruft die Lehrerin heiser, »was soll das heißen?«, und ihr Gesicht wird rot.

»...aber, ...aber es ist nicht normal...«, sage ich und kämpfe gegen die Tränen.

»Wer oder was ist hier nicht normal?« schreit sie nun außer sich.

Ich würge mit Gewalt den Klumpen in meiner Kehle hinter und versuche, mich zu konzentrieren. Aber ich kann die Situation nicht deuten.

Was geht hier vor? Was bahnt sich hier an?, denke ich und will sie erst beobachten.

Ich blicke sie an, gerade ins Gesicht. Ich sehe die blitzenden Augen, den wutverzerrten Mund. Und jetzt weiß ich es, sie ist es, sie ist die Blockowa!

Da steht sie, breitbeinig, prall, die Hände in die Hüften gestemmt. Die Lehrerin ist eine Blockowa! Unsere Blockowa! Sie hat sich nur verkleidet, sie hat die Uniform abgelegt. Sie trägt jetzt einen roten Pullover, sie hat versucht, mich zu täuschen!

Ihr Kinder seid nur Dreck, hat sie immer gesagt. Wieso zwingt sie mich nun, dieses schreckliche Bild zu erklären? Sie kennt es doch längst. Sie weiß, was es bedeutet!

Ich nehme einen neuen Anlauf:

»Es ist nicht normal, weil... weil...« Ich stottere schon wieder.

»Weil was?« schreit es mir entgegen.

»Weil... unsere Blockowa hat gesagt: Kugeln sind zu schade für Kinder! und weil... weil... eigentlich nur die Erwachsenen werden erschossen... oder sie gehen ins Gas. Die Kinder kommen ins Feuer oder werden von Hand getötet... meistens.«

»Wie!?!« kreischt sie nun und scheint die Fassung zu verlieren.

»Wie?« wiederhole ich, »nun, mit den Händen eben... am Hals... wie bei den Hühnern...«

»Setz dich und hör auf mit dem Gefasel!« keucht sie.

Gefasel? Wieder so ein unverständliches Wort und offensichtlich kein gutes.

Und ich blicke hin zur Lehrerin Blockowa, wie sie breitbeinig da steht, die Hände noch immer in die Hüften gestützt. Sie bebt vor Wut.

Ich blicke hin zur Lehrerin Blockowa, wie sie vor der großen schwarzen Wandtafel steht. Meine Augen beginnen zu brennen, und die große, schwarze Wandtafel zerfließt, wird immer größer und kreist das ganze Schulzimmer ein, sie wird zum schwarzen Himmel am Horizont. Und die Lehrerin Blockowa steht in ihrem roten Pullover vor dem schwarzen Himmel. Der rote Pullover tropft von rotem Blut, das über alle Bänke fließt.

Die rote Blockowa — die blutige Blockowa, schießt es mir durch den Kopf.

Oh, wie war sie gefürchtet, diese Blockowa, die uns damals beaufsichtigt hat, die einen trat mit ihren harten Stiefeln oder mit der Peitsche Bauch und Rücken mit blutigen Streifen »schmückte«, wie sie es nannte. Die blutige Blockowa, die einem absichtlich das bißchen Suppe neben den Napf auf den Boden goß.

Diese Blockowa, die Kinder wegführte. Kinder, die sie als »Gommel« oder »Gammel-Dreck« beschimpfte und die sie nie wieder zurückbrachte.

»Gammel-Dreck« — was immer das heißen mochte, es bedeutete etwas Absolutes, etwas Unwiederbringliches, der Vorbote vom Ende. Und wir hatten viel »Gammel-Dreck«.

Nun hat sie mich doch gefunden! Nun verhöhnt sie mich, indem ich das Bild ihres Helden beschreiben muß, ihres Helden, der auf Kinder schießt.

Ich ahne es: Eines Tages wird es an die Schulzimmertür klopfen und der Tell, ihr Held, wird hereinkommen. Er wird die Blockowa freundlich begrüßen, und sie wird sagen:

»Schau, da ist er, ich habe ihn gefunden. Der da ist es! Er hat den Neuen angestiftet, und er hat Schuld an seinem Tod. Er ist es, der die gestohlenen Kartoffeln mit Jankl gegessen hat. Er ist es, der sich heimlich davongeschlichen hat. Ich überlasse nun dir den Rest«, und dabei wird sie auf mich zeigen.

Und der Tell wird sich ebenso höflich bedanken bei der Blockowa, dann wird er mich durch die langen Gänge des Schulhauses und hinunter in den Hof führen und auf mich zielen.

Wieder blicke ich auf den blutig roten Pullover der Lehrerin Blockowa, und der Pullover wird langsam zu einem feurig roten Ball, zu jenem riesigen Feuer an diesem schwarzen Horizont oben am Hügel, hinter dem großen Zaun, bei dem hohen rauchenden Kamin, wo einmal die Wandtafel war.

Die Klasse randaliert, alle schreien durcheinander. Die Mädchen lachen nun hell und höhnisch und tippen an die Stirne, die Knaben zeigen auf mich, machen Fäuste und rufen:

»Der spinnt doch, das gibt es gar nicht! Lügner! Er ist übergeschnappt, er ist verrückt, so ein Idiot!«

Die Blockowa hat Mühe, die Ruhe wieder herzustellen.

Die Blockowa erklärt: Der Tell schießt nicht auf Kinder, er schießt auf den Apfel auf dem Kopf des Kindes.

Ich schaue auf das Kind. Das Kind ist barfuß. Keine Schuhe, nicht einmal Lappen um die Füße hat das Kind, so arm ist es. Es wird ohnehin nicht mehr lange leben, denke ich, ohne Schuhe, ohne Lappen gegen die Kälte, gegen die Ratten. Die Füße werden ihm am Boden anfrieren beim Appell. Und was das Kind trägt: Nur ein langes Hemd, zusammengebunden mit einer Schnur um den Bauch, ärmellos, keine Hosen — nein — es wird nicht lange leben!

Und überhaupt: Ein SS-Mann schießt nicht auf Äpfel. So ein Blödsinn. Das ist nur wieder so eine gemeine Idee: Das Kind hat Hunger und es darf den Apfel nicht essen. Ein Kind, das gleich sterben wird, braucht keinen Apfel. Der Tell wird ihn essen, wenn er das Kind getötet hat.

Die Lehrerin Blockowa muß das wissen. Warum lügt sie uns an, und die anderen Kinder glauben ihr offensichtlich. Es ist nicht zu fassen! Ich glaube ihr kein Wort.

Die Stunde geht weiter, und ich verstehe nichts mehr von dem, was gesprochen wird. Ich begreife nur, daß alle mit Ehrfurcht und Bewunderung von ihm reden, dem Helden und SS-Mann Wilhelm Tell, der auf Kinder zielt.

Ein SS-Mann zielt nicht, ohne zu schießen. Ich hasse das Bild. Irgendwann werde ich es heimlich zerreißen.

Geschlagen hat mich die Lehrerin Blockowa nicht zur Strafe, das hat sie nach der Schule der Klasse überlassen. Wie ein Schwarm sind sie auf dem Heimweg über mich hergefallen — was hätte ich tun sollen, gegen so viele. Ich habe mich auf den Rand des Gehsteiges gesetzt und sie prügeln lassen.

Warum machen die Kinder gemeinsame Sache mit der Blockowa? — ich kann es nicht begreifen. Dies schmerzt mehr als die Prügel und macht mich traurig. Warum tun

sie das? Warum nur? Warum bekämpfen sie mich? Sie sind doch auch Kinder! Warum hilft mir keiner?

Und dann schweife ich ab mit meinen Gedanken, um mich zu retten, ich schwebe in die Höhe, über die Häuser und Dächer, hinweg über die böse Stadt, den Vögeln folgend, weit über endlose Birkenwälder, über Seen und Flüsse. Ich kreise um schneeweiße Wolken und fliege weiter über Hügel und Täler. Ich winke Motti zu, meinem ältesten Bruder, der auf einer sonnigen Wiese sein gebasteltes, wunderschönes Flugzeug in die Lüfte wirft. Motti winkt zurück.

Irgendwann merkte ich, daß die Schläge aufgehört hatten. Die Kinder hatten sich verzogen. Ich stand auf und ging nach Hause.

»Spät kommst du!« sagte meine Pflegemutter ärgerlich, und sie musterte mißbilligend meine schmutzigen Kleider:

»Daß du es einfach nicht lassen kannst, dich immer zu prügeln!«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Was hast du in der Schule gemacht?«

»Nichts Besonderes«, antwortete ich, »nur gefaselt.«
Dann ging ich in mein Zimmer und verschloß die Tür.

Der Bettelbub

Ich war kaum einige Wochen in der Schule, da kündigte die Lehrerin einen Ausflug an. Ein Volksfest würde sein, wir dürften alle zusammen hingehen.

»Die Budenstadt werden wir besuchen«, sagte sie noch. Viel konnte ich mir nicht vorstellen dabei. Was sollte eine Budenstadt sein, aber ich freute mich.

»Heute nachmittag gehen wir in die Stadt«, sagte ich zuhause nur, ich wollte mir keine Blöße geben.

Ja, ich freute mich, zugleich aber fürchtete ich mich ein wenig. Es konnten ja unerwartete Dinge geschehen, auf die ich nicht gefaßt sein würde, die mich verraten könnten. Trotz allem, was mir bisher an Mißgeschicken in der Schule passiert war, noch keines der Kinder hatte Verdacht geschöpft. Keines hatte bisher eine Andeutung gemacht, daß ich möglicherweise zu jenen gehörte, die eigentlich kein Recht hätten, hier zu sein, daß ich zu denen gehören könnte, die kein Recht hätten, die Annehmlichkeiten ihres Lebens zu teilen.

Der Festplatz bot einen sinnenberaubenden Anblick. Noch nie hatte ich so viele Farben gesehen, und alles schien sich unaufhörlich in irgendeiner Richtung zu drehen und zu bewegen.

Kinder saßen auf bunten Pferden, auf rätselhaften Tieren, andere saßen in kleinen Kutschen, in roten Autos, in Schiffchen, und alle wirbelten im Kreise, sie lachten und winkten. Viele saßen auf kleinen Bänken, die von einem mächtigen Rad in die Höhe gehoben wurden und wieder hinunter schwebten. Dazwischen standen bunte Marktstände.

»Um fünf Uhr treffen wir uns wieder am Ausgang, daß mir ja niemand zu spät kommt!« rief die Lehrerin.

Die Klasse löste sich in einzelne Gruppen und Grüppchen auf, und sie zerstreuten sich in verschiedene Richtungen. Die Kinder schienen sich schon auszukennen, und sie hielten glänzende Münzen in den Händen und zeigten sie einander und verglichen ihren Wert.

Ich war unschlüssig. Wohin sollte ich gehen?

In gebührendem Abstand folgte ich schließlich einigen Knaben, heimlich nur, sie sollten nicht merken, daß ich nicht wußte, wie man sich hier zu verhalten hatte. Ich wollte beobachten, was sie taten und wie sie es taten.

Es war nicht leicht ihnen zu folgen durch das Menschengewühl, doch bald blieben sie an einem der Stände stehen. Ich versteckte mich gegenüber, hinter einem schwarzen, metallenen Kübel auf drei Beinen, aus dem es dampfte und herrlich roch. Vorsichtig blickte ich auf die andere Seite — sie standen noch immer dort.

»Willst du eine heiße Kastanie?«, fragte eine Männerstimme.

Ich blickte den Mann nur an, und ich scheute mich zu fragen, was eine Kastanie sei.

Kauend und schmatzend hielt er mir eine braune, heiße Kugel hin.

»Danke«, sagte ich und biß hinein.

Es knirschte und es war, als ob ich Holzfasern kauen würde. Dröhnend lachte der Mann und sagte:

»Solchen Hunger hast du, daß du sie nicht einmal schälen willst?«, und ich schämte mich, als ich die Schalen auf den Boden spuckte.

Schnell spähte ich wieder auf die Seite gegenüber zu den anderen Knaben. Sie waren noch da. Sie standen jetzt zuvorderst an der Theke, mit Schrecken sah ich, daß einer ein Gewehr in der Hand hielt.

Oh! Gibt es denn hier Kindersoldaten? Bin ich da hinter

etwas gekommen, was man mir verheimlicht?, war mein erster Gedanke.

Die anderen sprachen eifrig auf den Schützen ein und zeigten auf etwas im Inneren der Bude. In der Bude stand eine bemalte Frau.

Oh nein! Will er die Frau erschießen?, und schon hörte ich den Schuß.

Etwas dünn klang er, vielleicht, aber es war ein Schuß! Ich blickte hin, ich war erleichtert — die bemalte Frau stand noch immer dort.

Aus solcher Nähe trifft er nicht?, dachte ich, aber vielleicht wollte er ihr nur Angst einjagen. Ich hielt es aber doch für angeraten, meinen eigenen Weg zu suchen und der Gruppe nicht mehr zu folgen.

So lief ich lange umher, alleine, und ich bestaunte das laute Treiben. Herrlich, was es zu sehen und zu riechen gab. Es gab Stände mit wunderbaren Süßigkeiten und alles im Überfluß. Wie kam man an diese Dinge?

Ich beobachtete die Erwachsenen und die Kinder. Gegen die Münzen erhielten sie, was sie sich wünschten, und kauend gingen sie weiter.

Ich hatte keine Münzen — das war offensichtlich ihr Vorrecht, aber ich bekam Hunger. Die Leute nahmen so vieles mit von den Ständen.

Vielleicht wird jemand etwas übrig haben, dachte ich.

Und ich erinnerte mich, wie es früher gewesen war:

Es waren hungrige Tage damals, und ich saß an einer Straßenecke, auf den Stufen eines Eingangs, regengeschützt unter dem Vorsprung eines Balkons. Meine Hand ausgestreckt, meine Mütze vor meinen Füßen. So saß ich stundenlang, und manchmal erhielt ich eine Kartoffel, ein Stück Kohlrübe, oder jemand warf eine Zwiebel in den Hut; manchmal erhielt ich nur einen Fußtritt, oder jemand spuckte in meine Mütze.

Jäh und grob wurde ich vom Boden in die Höhe gerissen. Eine Faust zerrte an meinem Ohr.

»Was ist denn das für eine Schweinerei?« brüllte es über mir.

»Man bettelt doch nicht! Verboten ist das! Du spinnst wohl? Anzeigen sollte man dich!« dröhnte der Mann von der Bude nebenan.

Gelächter und Spotten ringsum. Einige Kinder meiner Klasse hatten mich entdeckt, sie grinsten höhnisch und böse.

Wo bin ich denn?, war mein erster Gedanke, und gleichzeitig erkannte ich meine Lage.

Hastig nahm ich mein Taschentuch, das noch immer vor mir am Boden lag. Ich hatte es vor meinen Füßen ausgebreitet, denn ich hatte keine Mütze. Hier tragen die Kinder keine Mützen.

Das Taschentuch war leer.

Wie lange ich da gesessen habe, am Boden, zwischen den Buden, zwischen vorbeisclendernden Beinen, ich weiß es nicht.

Die Nachricht von meinem unerhörten Benehmen verbreitete sich bald im ganzen Schulhaus, auch meine Pflegeeltern erfuhren davon und sie waren empört: Ich hätte ihnen Schande gemacht, ich hätte wirklich nichts zu betteln, sie gäben mir schließlich genug zu essen, ich hätte doch alles, was ich brauchte — was die Leute jetzt nur von ihnen hielten, es sei nicht auszudenken!

Noch viele Monate hörte ich, wo immer Schulkinder mich erspähten, ihren Spottgesang:

»Der Bettelbub, der Bettelbub,
er hat noch immer nicht genug...
der Bettelbub, der Bettelbub...«

Der Henker

Ich war vielleicht zehn Jahre alt oder zwölf, ich weiß es nicht mehr. Die Schulzeit hindurch wohnte ich bei meinen Pflegeeltern, und während der Schulferien ging ich jeweils zurück ins Heim. Jenen Winter aber wurde ich in ein Heim auf der Lenzerheide gebracht, und ich sah zum ersten Male die Schweizerberge im Schnee. Ein schönes Haus oberhalb des Dorfes, nahe dem Waldrand. Ein Heimleiter und zwei Frauen betreuten uns — wir waren etwa fünfzig Kinder.

Ich kannte keines der Kinder, ich war viel allein. Der Schnee lag hoch, und ich liebte es nicht, auf den Wegen zu spazieren, die der Heimleiter, den sie auch den Skilehrer nannten, in den Schnee pflügte und schaufelte. Ich liebte es, neben den Wegen und der Fahrstraße durch den tiefen Schnee zu stapfen, unter den tief verschneiten Tannen hindurch. So war ich es gewohnt, und es gab mir ein vertrautes Gefühl.

Als ich an einem grau verhangenen Nachmittag wieder meine Kreise durch den Wald und durch die Stille zog, trat unvermittelt ein Mädchen hinter einem Baum hervor und blieb stumm einige Meter vor mir stehen und blickte mir direkt ins Gesicht.

Sie war auch aus dem Kinderheim, ich hatte sie jedoch nur einmal flüchtig von hinten gesehen. Sie war in meinem Alter, ein schmales Gesicht. Sprachlos schaute ich sie an. Ich wagte nicht, mich zu bewegen und erwiderte gebannt ihren Blick. Ich sah ihre weit aufgerissenen Augen, und mit einem Schlage war mir klar: Diese Augen wußten alles, sie hatten alles gesehen, was auch meine Augen gesehen haben, diese Augen wußten unendlich viel mehr als alle anderen in diesem Land.

Es waren Augen, die ich kannte. Tausendfach hatte ich sie gesehen, im Lager und auch später. Es waren auch Karolas Augen. Mit diesen Augen hatten wir Kinder uns damals alles erzählt. Sie wußte es auch, ihr Blick grub sich in meine Augen bis ins Herz.

Wir standen immer noch da, regungslos.

»Ich gehe lieber ohne Weg durch den Schnee und durch den Wald... es ist schön«, sagte ich. Sie nickte.

»Es ist ein wenig wie in der Heimat«, sagte sie leise, und ich wußte: Sie dachte an die großen Wälder, die wir so unendlich weit zurückgelassen hatten.

Langsam, wortlos, aber fest uns an den Händen haltend, zogen wir nochmals einen weiten Kreis um das Kinderheim, bevor wir eintraten.

Am nächsten Tag schien die Sonne, es war hell, und der Schnee glitzerte.

»Heute können wir alle einmal auf den Skilift — macht euch bereit!« verkündete der Heimleiter, den sie auch Skilehrer nannten.

Ich zuckte mit den Schultern — ich wußte nicht, was ein Skilift ist.

Man band mir hölzerne Bretter an die Füße. Mit denen konnte man im Schnee leichter gehen. Alle Kinder versammelten sich in Zweierkolonne draußen vor dem Haus. Das Mädchen stand plötzlich neben mir. Auch ihr hatte man die Hölzer an die Füße gebunden. Schweigend marschierten wir in der langen Reihe Seite an Seite. Hin und her laufend überwachte der Heimleiter die Schar.

Ich beobachtete ihn. Der Mann kam mir immer unheimlicher vor. Unter seiner langen Jacke schauten seltsame, feldgraue Hosen hervor, und die Füße hatte er in eigenartig schwere Schuhe gesteckt.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, dachte ich.

In angespanntem Schweigen lief ich neben dem Mädchen her. Je weiter wir durch den sonst so stillen Wald gingen, und je mehr wir uns der Talsohle näherten, desto deutlicher vernahmen wir ein unbekanntes Geräusch. Erst war es ein Summen, dann wurde es lauter und immer lauter, unheilvoll und drohend. Das donnernde Geräusch eines übermächtigen Motors erfüllte immer deutlicher die Luft und drohte alles im Lärm zu ersticken.

Unter den letzten Bäumen blieb ich in Todesangst stehen und blickte hinunter auf die Lichtung. Auch das Mädchen blieb stehen und suchte zitternd meine Hand. Die anderen Kinder drängten lachend an uns vorbei. Auf der Lichtung war ein kleines Haus zu erkennen, das auf einer Seite offen war. Ein riesiges eisernes Rad drehte sich darin wie eine gefühllose, unerbittliche Mühle. Das Rad bewegte zwei dicke eiserne Seile, die sich zum gegenüberliegenden Berg hang zogen.

»Die Todesmaschine...«, hörte ich mich sagen.

Mein Alptraum wird wahr, dachte ich.

»Ja...«, sagte das Mädchen leise, »diesmal sind wir an der Reihe.« Sie weinte lautlos.

Wir blickten gebannt auf das tobende Ungeheuer.

Der Heimleiter! durchzuckte es mich.

Meine Angst vor ihm war nicht umsonst gewesen: Wir sahen am eisernen Seil hölzerne Doppelhaken herunterhängen. Wir sahen den Heimleiter, wie er mit einem Gehilfen immer zwei Kinder zusammen an den Haken befestigte. Und mit einem Ruck wurden die Kinder vom eisernen Seil am Berg gegenüber emporgezogen.

Meine Augen folgten den Seilen, und was ich durch die Tannenzweige erkennen konnte, war letzte Bestätigung für das grauenvolle Geschehen: Hoch oben war ein Haus in den Berg gebaut. Aber die Vorderseite des Hauses fehlte. Da war nur ein riesiges, gähnendes schwarzes Loch,

das durch das ganze Haus und in den Berg hinein führte — und darin verschwanden die eisernen Seile mit den Kindern an den Haken.

Das Mädchen folgte meinem Blick. Sie lehnte sich an mich, und ich spürte, wie sich ihre Finger in meinen Arm krallten. Ich drehte meinen Kopf zu ihr. Sie weinte nicht mehr. Ich blickte in ihre Augen, und ich sah die wohlbekanntenen Augen der Kinder, die nie wiederkehren.

»Das Grab ist drinnen im Berg«, sagte sie langsam, und ich nickte.

»Gehen wir zusammen?«

Ich nickte wieder.

»Es hat uns eingeholt«, sagte ich.

Der Heimleiter war also der Henker und er tat seine Arbeit schnell. Der Platz unten leerte sich. Wir klammerten uns aneinander, so fest es ging und langsam erreichten wir als letzte die Todesmaschine. Ein kurzes Glücksgefühl überkam mich. Es muß das sein, was die Menschen Liebe nennen, dachte ich.

Wir waren die einzigen Kinder, welche die Wahrheit kannten, und wir konnten uns bedingungslos aufeinander verlassen, wir waren bereit, Hand in Hand, gemeinsam den Weg zu Ende zu gehen.

Der Henker stellte uns unter das eiserne Seil, und ich sah, wie von hinten der doppelte Holzhaken auf uns zu kam. Der Henker versuchte, uns den Haken unterzuschieben. Wir klammerten uns noch fester aneinander. Es gab einen gewaltigen Ruck, wir wurden nach vorne geworfen. Der Haken hielt nicht, er schien zu groß für uns zu sein. Der Haken rutschte hoch, schlug uns auf Rücken und Kopf und verschwand nach oben. Ich spürte eine Chance: Der nächste Haken näherte sich.

»Laß dich fallen!« zischte ich.

Wir lagen im Schnee und wieder schlug der Haken über den Rücken und verschwand. Der Henker begann schrecklich zu fluchen in einer Sprache, die ich nicht verstand. Halb auf den Knien, halb auf dem Bauch lagen wir im Schnee. Seitwärts schielend sah ich die schweren Schuhe des Henkers neben mir.

»Unten bleiben!« zischte ich erneut.

Das Mädchen reagierte schnell, so wie wir es gelernt hatten. Es drückte das Gesicht mit aller Kraft nach unten in den Schnee, verschränkte schützend die Arme hinter dem Kopf und spannte den Rücken. Ich tat dasselbe. So warteten wir auf die Schläge.

Es geschah nichts, nur die Todesmaschine schien doppelt hungrig zu brüllen. Ich fürchtete, daß das Mädchen den Kopf nicht lange genug unten halten konnte. Wenn man den Kopf zu früh hob, war die Gefahr, daß einen der Stiefel ins Gesicht traf, und das konnte einen so umwerfen, so daß man auf dem Rücken landete, Gesicht und Bauch waren dann einen Moment ungeschützt.

Noch immer geschah nichts.

Plötzlich hörten wir wieder das Fluchen des Henkers. Mit rohen Fäusten hob er uns in die Höhe und stellte uns unsanft auf den Boden. Wir sollten schleunigst zurück ins Kinderheim, schrie er uns an. Sein Gesicht war rot und seine kleinen gelben Augen blickten böse. Er nahm die Bretter von unseren Füßen, und wir rannten los. Wir hörten ihn noch rufen:

»Städter—Weichlinge—Angsthasen...«

Unter dem schützenden Dach der ersten Bäume hielten wir an und blickten zurück. Wir versuchten, das Geschehene zu begreifen. Der Platz unten war leer, nur die Todesmaschine brüllte. Das Mädchen hielt meine Hand umklammert, und wir starrten auf die hölzernen Doppelhaken, die leer den Berg hinunter schwebten.

»Siehst du — keiner kommt zurück...«, flüsterte ich, »es ist noch nie einer zurückgekommen...«

»Nun sind sie wohl alle tot«, sagte das Mädchen, »aber nur wir kennen das Geheimnis.«

Wir blickten uns an und wir wußten, daß wir es nie verraten würden.

Langsam gingen wir den Weg zurück durch den Wald. Plötzlich blieb sie stehen, und ich sah, daß sie weinte.

»Freust du dich nicht?« fragte ich, »ist es nicht besser zu leben, als tot zu sein?«

Sie blickte mich lange und traurig an.

»Nein«, sagte sie, »beides ist schrecklich — ich werde morgen mit dem Auto abgeholt. Wir sehen uns nie wieder.«

Traurigkeit erfaßte mich und ich zweifelte, ob es eine gute Idee gewesen war, den Henker zu überlisten. Ich schämte mich. Ich war schuld, daß wir, anstatt zu sterben, nun eine Einsamkeit erfahren sollten, von der wir nicht wußten, wie wir sie ertragen sollten.

Mein Gott, was hatte ich getan?

Am nächsten Morgen wartete ich unter einem Baum, von dem aus ich den Fahrweg überblicken konnte, auf dem das Auto kommen und mit dem Mädchen wegfahren mußte — auf dem Fahrweg, den der Henker vom Schnee freigeschaufelt hatte.

Die Scheiben des Wagens waren vereist, ich konnte nichts erkennen. Ich weiß nicht, ob das Mädchen mich gesehen hatte. Ich weiß nicht, ob sie mein Winken erwidert hatte.

Ich hatte sie nicht einmal nach dem Namen gefragt.

Am Mittag schien wieder die Sonne, im Heim war alles ruhig. Auf der Sonnenterrasse sah ich den Henker, den sie den Skilehrer nannten, in seinem Liegestuhl. Von meinem Fenster blickte ich hinunter auf den Schlafenden, den Ahnungslosen!

»Ich muß einen Weg finden, ihn zu töten!«

Die Geschichtsstunde

Ich war schon in einer der obersten Gymnasialklassen, und meine Schule hatte einen Geschichts- und Deutschlehrer, den ich hoch verehrte. Ein großer, alter Mann mit buschigem, weißem Haar. Er hatte früher als Theaterdirektor und Regisseur in Deutschland gearbeitet. Er blieb so lange in Deutschland, bis ihn die Nationalsozialisten als unerwünschten Ausländer des Landes verwiesen. So hatte er ein eigenes Interesse, die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ausführlich mit uns Schülern zu besprechen.

Als wir das Nazisystem und den Zweiten Weltkrieg besprachen, sog ich jedes Wort von ihm auf, stellte unzählige Fragen, nahm jede Anregung entgegen, zusätzliche Bücher zu besorgen, die ich dann heimlich las. Meine Pflegeeltern durften nichts davon erfahren. Sie reagierten allergisch auf all diese Dinge, und das Thema war tabu.

Ich wollte alles wissen. Ich wollte alle Einzelheiten kennenlernen und Zusammenhänge begreifen. Ich hoffte Antworten zu finden auf die Bilder, mit denen mich mein unvollständiges Kindergedächtnis manche Nächte nicht schlafen ließ oder mir schreckliche Alpträume bereitete. Ich wollte wissen, was andere Menschen damals erlebt hatten. Ich wollte vergleichen mit meinen eigenen frühesten Erinnerungen, die ich in mir trug. Ich wollte sie begreifen können mit meinem Verstand und sie einordnen in einen Zusammenhang, der Sinn gab. Doch je länger ich mich damit beschäftigte, je mehr ich lernte und erfuhr, desto mehr schien sich die Antwort nach einem Sinn des Geschehens zu entfernen. Es war zum Verzweifeln.

Warum hatte gerade ich überlebt? Ich verdiente doch ei-

gentlich nicht zu leben. Zuviel Schuld hatte ich auf mich geladen.

Ich hatte den Neuen ausgeliefert, ich war verstrickt in das Geschehen um seinen Tod. Nur weil ich feige war, haben sie den Neuen getötet. Ich hätte ihn vielleicht doch retten können, und ich hatte es nicht getan!

Ich hatte meine Mutter verraten und sagte jetzt zu einer fremden Frau »Mutter«.

Ich hatte die Suche nach meinen Brüdern aufgegeben aus Angst, die Wahrheit zu erfahren.

Ich war ein Fahnenflüchtiger und hatte meine Kameraden aus dem Waisenhaus in Kraków im Stich gelassen. Ich saß hier in der sicheren, satten Schweiz, hatte zu essen, hatte Kleider, während sie, im stalinistisch geprägten Polen, noch immer zu den Ausgestoßenen gehörten.

Das schlechte Gewissen war mein täglicher Begleiter und die Angst, entdeckt zu werden.

Der Geschichtsunterricht half mir zu klären, doch zugleich steigerte er meine Verwirrung.

In einer der letzten Stunden zeigte unser Geschichtslehrer einen Dokumentarfilm über die Nazizeit und die Lager. Besonders die Lager!

Ich wagte kaum hinzusehen. Ich saß erstarrt. Ich fürchtete, mich zu verraten. Niemand sollte merken, aus welchem Dreck und Unrat ich herkam. Ich sah all die wohlbekanntesten Gestalten im Morast der Lagerstraßen, die Baracken, die Toten, die Verhungerten, die Uniformierten.

Aber dann kam etwas Unerwartetes, Unwirkliches, das ich nicht kannte: Der Kommentator erwähnte mit Pathos die Befreiung der Lager durch die Alliierten. Auf der Leinwand sah man das Konzentrationslager Mauthausen bei Linz.

Der Hof des Lagers war gefüllt mit Menschen, mit Häftlingen in ihren gestreiften Kleidern. Sie lachten und wink-

ten. Auf allen Mauern ringsum konnte man sie sitzen sehen, und sie jubelten.

Und dann, der große Augenblick: Durch das Lagertor fuhr ein amerikanischer Panzer, darauf amerikanische Soldaten, die ebenfalls winkten. Der Jubel schien unbeschreiblich. Soldaten gingen zu den schwachen Häftlingen, die am Boden lagen. Sie wurden umarmt, getröstet, geküßt. Man sah, wie Essen verteilt wurde; Kranke wurden gepflegt, Verletzte verbunden. Und überall wieder und wieder die glücklichen Gesichter ob der erlebten Befreiung.

»Befreiung!? Das ist nicht wahr! Nein, so ist es nicht gewesen! Das ist Betrug! So war es nicht!«

Ich hielt meine Hände auf den Mund gepreßt, daß ich es nicht in die Klasse hinaus schrie.

Ich war bestürzt. Und doch, ich sah nichts als unbestechliche Dokumentaraufnahmen.

Verdammt noch mal! Wo wurde befreit? Wo war ich denn, als die anderen befreit wurden? Ich war doch da, und ich habe nichts gesehen! Wir wurden doch nicht befreit, und niemand hat uns Essen gebracht, und niemand hat uns gepflegt, gestreichelt wie im Film.

Wie war es denn, damals? Wir sind doch einfach weggerannt, ohne Erlaubnis! Die Wachen hatten unseren Teil des Lagers als erste verlassen. Sie waren geflohen ohne ein Wort. Und die zurückblieben, hatten keine Munition mehr, auf uns zu schießen!

Und die Menschen außerhalb des Lagers, auf dem Land, in der nahen Stadt — sie haben sich nicht gefreut, uns zu sehen. Sie haben uns beschimpft und gesagt:

»Geht, wo ihr hergekommen seid!... Wir haben geglaubt, Hitler hätte euch alle vergast! — Und jetzt hockt ihr schon wieder hier.«

Ja, diese Menschen waren auch auf der Seite der Uniformierten! Und sie haben mich angespuckt.

Ich suchte verzweifelt in meinen Erinnerungen. Aber da war nichts! Ich konnte mich an keine fröhliche Befreiung erinnern. Nicht einmal das Wort Befreiung hatte ich damals gehört, ich habe es nicht einmal gekannt.

Nein, keiner hatte mir damals gesagt, daß der Krieg zu Ende war.

Nein, keiner hatte mir damals gesagt, daß das Lager vorbei ist, endgültig, unbedingt.

Nein, keiner hatte mir damals gesagt, die alte Zeit mit ihren bösen Spielregeln wäre vorbei, und ich könne ohne Sorge und Gefahr in eine neue Zeit, in eine neue Welt mit neuen, friedlichen Spielregeln gehen. Auch später nicht.

Immer wieder hatten meine Pflegeeltern einfach gesagt: »Du mußt jetzt alles vergessen. Du mußt vergessen, wie man einen bösen Traum vergißt; du darfst nicht mehr daran denken. Alles war nur ein Traum.«

Ich konnte nicht begreifen, was sie von mir wirklich wollten. Und suchte ich das Vertrauen anderer Menschen, um mit ihnen davon zu sprechen, dann sagten sie gewöhnlich nach dem ersten Satz:

»Du spinnst!«

Wie kann ich vergessen, was ich weiß. Und wie kann ich vergessen, woran ich jeden Morgen denken muß, wenn ich aufwache, und woran ich jeden Abend denken muß, wenn ich zu Bett gehe und aus Angst vor den Alpträumen versuche, möglichst lange wach zu bleiben?

Wie können meine Narbe auf der Stirn und das höckerartige Überbein an meinem Hinterkopf nur die Folgen eines Traumes sein?

Nein, keiner hat mir offen gesagt: Ja, das Lager hat es gegeben, aber jetzt ist es vorbei. Es gibt noch eine andere Welt, und in dieser Welt darfst du leben!

Und so habe ich mir gesagt:

Gut, noch seid ihr die Stärkeren. Ich werde mich anpassen, ich werde eure Spielregeln lernen, ich werde eure Spiele spielen — aber ich werde sie nur spielen — ich will nie so sein wie ihr!

Ihr, die ihr vorgebt, diese Spielregeln ernst zu nehmen! Ihr predigt Ehrlichkeit und ihr lügt, ihr predigt Offenheit und ihr verschweigt mir die Wahrheit.

Daß ich mitspiele, daß ich eure Regeln zu meinen machen soll, ist nur eine List von euch, mich weich zu kriegen, mich in falsche Sicherheit zu wiegen. Die wahren Regeln, wie man lebt und überlebt, die ich im Lager gelernt hatte, die Jankl mir beibrachte, die werdet ihr mich nicht vergessen machen.

Das gute Leben ist nur eine Falle. Das Lager ist noch da! Es ist nur versteckt und gut getarnt. Die Menschen haben ihre Uniformen ausgezogen und sich schön gekleidet, damit man sie nicht erkenne.

Aber höre genau hin, beobachte sie, wie sie ihre eigenen schönen Spielregeln mißachten. Deute ihnen nur leise einmal an, daß es sein könnte, daß du ein Jud` bist und du wirst spüren: Es sind noch immer die gleichen Menschen — und ich bin sicher: Sie können noch immer töten, auch ohne Uniform.

Ich habe als Junge oft solche Selbstgespräche geführt. Und nun sah ich diesen unbestechlichen Dokumentarfilm über die Befreiung von Mauthausen und anderer Lager.

Wie betäubt ging ich nach Hause, warf meine Schulmappe hin und ging in den Garten.

Wie ich es oft tat, wenn ich ganz alleine etwas überdenken wollte, kletterte ich hoch hinauf auf eine der schönen alten Tannen und setzte mich bequem auf einen selbstgebastelten Hochsitz.

Fast die ganze Stadt konnte ich von hier überblicken. Das sanfte Wiegen des Wipfels beruhigte. Da oben war ich si-

cher. Keiner würde mir folgen können. Ich konnte nachdenken.

Ich sah wieder die lachenden und erleichterten Gesichter der Befreiten aus dem Dokumentarfilm:

Gesetzt den Fall, der Film hat nicht gelogen, gesetzt den Fall, diese Gesichter haben nicht gelogen, wo war ich denn? Was hat man mir verheimlicht? Warum war ich nicht dabei? Ist da wirklich etwas geschehen, von dem ich nichts wußte?

Ich wurde immer unsicherer und ein schrecklicher Verdacht, gleich einem beißenden Schmerz, begann sich in mir emporzunagen. Er krallte sich in meinen Bauch, legte sich schwer auf meine Brust und kroch würgend in meinen Hals:

Vielleicht ist es wahr — ich habe meine eigene Befreiung verpaßt.

Zu diesem Buch

Ich bin aufgewachsen und groß geworden in einer Zeit und in einer Gesellschaft, die nicht zuhören wollte oder konnte. »Kinder haben kein Gedächtnis, Kinder vergessen schnell, du mußt alles vergessen, alles war nur ein böser Traum« — so die stets wiederholten Worte, mit denen man mir meine Erinnerungen löschen, mich seit meiner Schulzeit zum Schweigen bringen wollte. So habe ich dann jahrzehntelang geschwiegen, aber mein Gedächtnis war nicht zu löschen. Nur selten versuchte ich zaghaft, wenigstens einen Bruchteil meiner Erinnerungen mit jemandem zu teilen, aber stets mißlangen solche Versuche. Ein tippen-der Finger an die Stirn oder aggressive Gegenfragen ließen mich rasch verstummen und das Offenbarte wieder zurücknehmen. Wie einfach ist es doch, ein Kindergedächtnis zu verunsichern, ein Kind zum Schweigen zu bringen. Ich wollte meine Sicherheit wieder, und ich wollte nicht mehr schweigen. So begann ich zu schreiben.

Erst seit wenigen Jahren besteht die *Children of Holocaust Society* in Warschau und in den USA, seit wenigen Jahren erst gibt es die Organisation *Amcha* in Israel, und Historiker und Psychologen nehmen sich Fragen und Problemen überlebender Kinder der Shoa an. Mit vielen von ihnen, mit Historikern, Psychologen und Betroffenen, bin ich in Kontakt, mit einigen arbeite ich seit Jahren zusammen. Einige hundert überlebende Kinder der Shoa haben sich unterdessen schon gemeldet. Die meisten verbindet ein gemeinsames Schicksal auch im späteren Leben: Es sind »Kinder ohne Identität«, ohne Gewißheit über ihre Herkunft, die Spuren sorgsam verwischt, unter falschem Namen lebend und oft auch mit falschen Papieren versehen. Sie wuchsen mit einer Pseudoidentität auf, die sie jedoch

in Osteuropa vor Diskriminierung, in Westeuropa vor dem Zurückschicken, vor der Staatenlosigkeit schützte. Auch ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort. Das Dokument, das ich in Händen halte — ein behelfsmäßiger Auszug, keine Geburtsurkunde —, gibt den 12. Februar 1941 als mein Geburtsdatum an. Aber dieses Datum stimmt weder mit meiner Lebensgeschichte noch mit meinen Erinnerungen überein. Ich habe rechtliche Schritte gegen diese verfügte Identität eingeleitet.

Die juristisch beglaubigte Wahrheit ist eine Sache, die eines Lebens eine andere. Jahrelange Forschungsarbeit, viele Reisen zurück an die vermuteten Orte des Geschehens und unzählige Gespräche mit Spezialisten und Historikern haben mir geholfen, manche unerklärlichen Erinnerungsfetzen zu deuten, Orte und Menschen zu identifizieren, wiederzufinden und einen möglichen historischen Kontext wie auch eine mögliche, einigermaßen logische Chronologie herzustellen.

Ihnen allen danke ich.

Ich schrieb diese Bruchstücke des Erinnerns, um mich selbst und meine früheste Vergangenheit zu erforschen, wahrscheinlich war es auch eine Suche nach Befreiung. Und ich schrieb in der Hoffnung, daß vielleicht Menschen in vergleichbarer Situation auch die nötige Unterstützung und Kraft finden, ihre traumatischen Kindheitserinnerungen endlich in Worte zu fassen und auszusprechen, um dann zu erfahren, daß es heute doch Menschen gibt, die sie ernst nehmen, die zuhören und verstehen wollen.

Sie sollen wissen, daß sie nicht ganz allein sind.